

Historische Soziologie

Schützeichel, Rainer

Veröffentlichungsversion / Published Version

Monographie / monograph

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

transcript Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schützeichel, R. (2004). *Historische Soziologie*. (Einsichten. Themen der Soziologie). Bielefeld: transcript Verlag.
<https://doi.org/10.14361/9783839401903>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

RAINER SCHÜTZEICHEL

Historische Soziologie

sichten
Soziologische Themen

Ein
Themen der Soziologie
[transcript]

RAINER SCHÜTZEICHEL

Historische Soziologie

Die Beiträge der Reihe Einsichten werden durch Materialien im Internet ergänzt, die Sie unter www.transcript-verlag.de abrufen können. Das zu den einzelnen Titeln bereitgestellte Leserforum bietet die Möglichkeit, Kommentare und Anregungen zu veröffentlichen. Wir freuen uns auf Ihre Teilnahme!



Einen Einblick in die ersten 10 Bände der Einsichten gibt die Multi-Media-Anwendung »**Einsichten – Vielsichten**«. Neben **Textauszügen** aus jedem Band enthält die Anwendung ausführliche **Interviews** mit den Autorinnen und Autoren. Die CD-ROM ist gegen eine Schutzgebühr von 2,50 € im Buchhandel und beim Verlag erhältlich.



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2004 transcript Verlag, Bielefeld

Satz: digitron GmbH, Bielefeld

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISBN 3-89942-190-6

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

I. Einleitung: Does History Matter? 5

II. Historische Soziologie, Soziologie und Geschichtswissenschaft 9

1. Was heißt ›Historische Soziologie‹? 9
2. Soziologie und Geschichtswissenschaften 13
3. Historische Soziologie und sozialer Wandel 19

III. Historie der Historischen Soziologie 22

1. Soziologie als Historische Soziologie 22
2. Weimarer Historische Soziologie 26
3. Figurationssoziologie 31
4. Historische Soziologie als Evolutionstheorie 32
5. »The New Historical Sociology« 34
6. »Eventful Sociology«, Narrationen und mikrosoziologische Begründungen 47

IV. Forschungsprogramme 58

1. Forschungslogiken:
Universalisierung und Individualisierung 59
2. Erklärungslogiken 62
3. Methoden 74
4. Erklärungsmodelle 88
5. Eine neue Synthese? 101

V. Aktuelle Forschungsfelder 103

1. Mechanismen politischer Prozesse 103
2. Revolutionen 106
3. Demokratie 107
4. Krieg und Gewalt 109
5. Semantik, Diskurs und Kultur 110
6. Soziales Gedächtnis 111
7. Emotionskulturen 111

VI. Forschungsperspektiven 113

Literatur 118

»Die Sozialwissenschaft, die wir treiben wollen, ist eine Wirklichkeitswissenschaft. Wir wollen die uns umgebende Wirklichkeit des Lebens, in welches wir hineingestellt sind, in ihrer Eigenart verstehen – den Zusammenhang und die Kulturbedeutung ihrer einzelnen Erscheinungen in ihrer heutigen Gestaltung einerseits, die Gründe ihres geschichtlichen So-und-nicht-anders-Gewordenseins andererseits.«

(Max Weber 1988c: 170f.)

I. Einleitung: Does History Matter?

Die vorliegende Einführung befasst sich mit einer bedauernswerten Disziplin. Sie ist die kleine, arme Cousine der großen Geschichtswissenschaft, die von ihrer Mutter, der Soziologie, stiefmütterlich behandelt wird. Und dies trotz des Umstandes, dass sie das ›Erstgeborenenrecht‹ für sich reklamieren könnte. Wir sprechen von der Historischen Soziologie (vgl. die Überblicke von Vries 1991; McDonald 1996; Spohn 1996, 1998a; Mandalios 2000; Tilly 2001a). In der Öffentlichkeit kaum beachtet und im Ansehen den Geschichtswissenschaften nicht vergleichbar, nimmt sie auch in der Soziologie in den letzten Jahrzehnten eine marginale Position ein. Dies gilt mit einer Einschränkung, nämlich der angloamerikanischen Soziologie. Dort ist die Historische Soziologie viel stärker in Lehrplänen, soziologischen Departments und Forschungseinrichtungen institutionalisiert. Vieles von dem, was dort als »Historical Sociology« bezeichnet wird, firmiert hierzulande unter dem Titel »Sozialgeschichte« und wird demzufolge vorwiegend von Historikern betrieben.

Dass die Historische Soziologie in der mitteleuropäischen Soziologie eine derartige Randlage einnimmt, hat mehrere Gründe. Es stellt sich die Frage, ›why history matters?‹, weshalb also ›Geschichte‹ für die Soziologie eine maßgebliche Rolle spielen sollte. Weshalb sollte man sich über die Resultate und Produkte von soziohistorischen Entwicklungen hinaus auch noch mit der Frage ihrer Genese befassen? Erlischt nicht die Geschichte in ihren Resultaten? Die grundlegenden theoretischen Debatten in der Sozio-

logie werden über andere Probleme geführt, über ›Mikro‹ und ›Makro‹, über Handlungen und ihre Rationalität, ihre Effekte und Aggregationen oder über Systeme und ihre Dekomponierbarkeit. Wenn man einmal diejenigen theoretischen Grundlagenbeiträge der letzten Jahrzehnte Revue passieren lässt, denen man ein hohes Signifikanzniveau bescheinigen kann, dann wird man feststellen, dass ›Geschichte‹ oder ›Zeit‹ keine Rolle spielen, vielleicht sogar bewusst ausgeklammert werden. Und die empirische Sozialforschung bescheidet sich vielfach mit einer ›Schnappschuss‹-Perspektive auf das soziale Leben, sie hält gleichsam photographisch den einen oder anderen Augenblick fest, ist aber wenig an ›moving pictures‹ interessiert. Das kann man bedauern oder nicht. Aber zunächst einmal muss man konstatieren, dass die Randlage der Historischen Soziologie durch diese selbst verschuldet ist, weil sie nicht ausreichend kenntlich machen konnte, welche Erkenntnisfortschritte die Soziologie im Allgemeinen von ihr erwarten kann. Der vorliegende Band erhofft sich, diese Frage beantworten zu können, denn in der Historischen Soziologie geht es um zentrale Problemstellungen der Soziologie schlechthin.

Die Marginalisierung der Historischen Soziologie kann auch darauf zurückgeführt werden, dass ihr Profil und ihre Programmatik unscharf geworden sind. Was heißt schon »Historische Soziologie«? Es handelt sich um eine heterogene, in sich stark fragmentierte Forschungslandschaft, in der es kaum Konsens über Erkenntnisziele und Erkenntnisinteressen, über theoretische Grundlagen und methodologische Orientierungen gibt. Als weiterer Grund für die Randlage ist sicherlich auch der Zivilisationsbruch des Nationalsozialismus zu nennen, mit dem eine große Tradition Historischer Soziologie versiegte. Denn Vertreter der Weimarer Soziologie, die vornehmlich eine Historische Soziologie war, wurden entweder in die Emigration gezwungen oder biedernten sich dem nationalsozialistischen Regime an und unterstützten dies sogar. Auf jeden Fall wurden ihre Arbeiten nicht mehr und, wenn überhaupt, erst später wieder zur Kenntnis genommen, oder man verdächtigte sie der unwissenschaftlichen Geschichts- oder Sozialphilosophie (vgl. Kruse 1994, 1999).

Andererseits aber muss die Marginalisierung der Historischen Soziologie überraschen. Denn im dem vorangestellten, oft zitier-

ten Manifest von Max Weber (1864-1920) liegt gleichsam ein Gründungsdokument der Soziologie vor, und zwar der Soziologie als einer Historischen Soziologie. Das Studium des geschichtlichen »So-und-nicht-anders-Gewordenseins«, welches Weber der damals noch jungen Soziologie als Auftrag mit auf den Weg gab – dies ist Aufgabe der Historischen Soziologie. Oft wird die Analyse der historischen Entwicklung von *Formen sozialer Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung* geradezu als die ›Weber'sche Tradition‹ in der Soziologie bezeichnet. Wenn man moderne Gesellschaften analysieren und erklären will, dann muss man die Bedingungen ihrer historischen Entstehung und Entwicklung kennen. Dies war die gemeinsame Überzeugung der ersten großen Generation von Soziologen und ihrer bedeutenden Vorläufer von Adam Ferguson (1723-1816) über Alexis de Tocqueville (1805-1859) bis Karl Marx (1818-1883). Die als ein Krisenphänomen betrachtete Moderne sollte auf ihre historischen Kontexturen hin untersucht werden. Welche sozialen Transformationen bringt die Industrialisierung mit sich? Führen die politischen und sozialen Revolutionen zu einer stärkeren Kontrollierbarkeit und Steuerbarkeit der Gesellschaft? Gibt es eine evolutionistische Ordnung in der Entwicklung von Gesellschaften? Werden Gemeinschaften durch Gesellschaften ersetzt? Wieso ist gerade Europa der Entstehungsort eines Rationalismus mit universalistischer Tendenz? Wieso gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus? Wieso ist in Nordamerika eine starke und sich immer noch verstärkende Hinwendung zur Religion zu erkennen, in Europa hingegen seit mindestens 200 Jahren ein Prozess, den man als Säkularisierung bezeichnet?

Es geht in dieser Einführung darum, die Historische Soziologie in ihren theoriegeschichtlichen Entwicklungen wie in ihrer theoretischen, methodologischen und methodischen Bandbreite vorzustellen. Zunächst werden in *Kapitel II* aktuelle Beschreibungen der Historischen Soziologie erörtert und die problematische Stellung dieses Forschungsfeldes zwischen den Geschichtswissenschaften und der Soziologie erkundet. Anschließend kommt in *Kapitel III* die Historie der Historischen Soziologie zur Sprache, wobei besonderer Wert darauf gelegt wird, aktuelle Strömungen und Entwicklungen zu skizzieren. Diese sind in der

deutschsprachigen Soziologie bisher kaum bekannt – die Einführung ist bemüht, hier eine Rezeptionslücke zu schließen.

Es wurde schon erwähnt – die Historische Soziologie ist nicht nur in theoretischer, sondern auch in methodologischer Hinsicht ein heterogenes Gebiet. Auf diesem werden nach wie vor die alten Kämpfe ausgetragen zwischen nomothetischer und idiographischer Wissenschaft, zwischen generalisierender und universalisierender Begriffsbildung, zwischen Erklären und Verstehen, zwischen Theorie und Empirie sowie zwischen Deduktion und Induktion. Die Historische Soziologie stellt ein Forschungsgebiet dar, welches nicht ›vergessen‹ kann und sehr stark aus der Tradition lebt (vgl. Hall 1999). Leider werden diese Kontroversen häufig mit Kompaktbegriffen ausgetragen, die zwar den Vorteil einer schnellen Rezipierbarkeit, aber den Nachteil geringer analytischer Präzision haben. Daher wird in *Kapitel IV* versucht, die verschiedenen Ansätze Historischer Soziologie zu trennen und hinsichtlich der ihnen zugrunde gelegten Forschungs- und Erklärungslogiken, Erklärungsmodelle und Methoden zu systematisieren. Anschließend werden in *Kapitel V* aktuelle, exemplarische Forschungsgebiete vorgestellt, die von der Analyse politischer Prozesse über die Revolutionsforschung bis hin zu Analysen von kulturellen Wissens- und Gedächtnisformen sowie solchen der Genese von Gefühlskulturen reichen. Die Einführung schließt in *Kapitel VI* ab mit einem Ausblick auf weitere Forschungsprobleme und -desiderata.

II. Historische Soziologie, Soziologie und Geschichtswissenschaften

Die Einheit der Historischen Soziologie ›zwischen‹ der Soziologie und den Geschichtswissenschaften ist umstritten. Sie hängt auch immer davon ab, wie das Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaften betrachtet wird. In Abhängigkeit davon lassen sich divergierende Auffassungen darüber finden, worin denn die Aufgaben und Prämissen der Historischen Soziologie liegen sollen. Sie oszillieren gleichsam zwischen solchen Positionen, die eine Nähe zu den Erkenntnisinteressen der Geschichtswissenschaften postulieren, und solchen, die das analytische und theoretische Primat der Soziologie verteidigen.

I. Was heißt ›Historische Soziologie‹?

Die disziplinäre Identität der Historischen Soziologie ist ebenso wie die Frage nach ihren Aufgaben und Grenzen umstritten. Eine Aufgabenformulierung lautet: *Gegenwartsdiagnose* – die soziologischen Gegenstände sind historischen Ursprungs und können nur aus ihrer Historizität erklärt werden. Der Historischen Soziologie geht es dann also nicht um die Analyse dessen, was gewesen ist, sondern um die Prozesse, durch die wir geworden sind, was wir sind. Eine solche Position wird stellvertretend für viele von Fredrik Engelstad und Ragnvald Kalleberg (1999: IX) formuliert: »Sociology and the other social sciences are inevitably historical disciplines, the inevitability following from the simple fact that both society and the social sciences as a subsystem of society are historical phenomena.« Historische Soziologie kann also heißen: Soziologische Aufklärung über die gesellschaftlichen Verhältnisse auf dem Wege der Rekonstruktion ihrer historischen Genese.

Aber es gibt noch andere Auffassungen über Zweck und Ziel der Historischen Soziologie. Eine lapidare, heutzutage oft anzutreffende Position lautet: Die Historische Soziologie ist eine *Bindestrich-Soziologie*, eine Subdisziplin wie andere Subdisziplinen auch. Sie unterscheidet sich von diesen durch ihren Gegenstand. Sie befasst sich mit der Vergangenheit der menschlichen Gesell-

schaft. ›Historisch‹ heißt in dem Fall eben, dass die Forschung auf die Vergangenheit gerichtet ist (vgl. Elias 1983). Ein Problem dieser Auffassung besteht darin, dass zwischen Vergangenheit und Gegenwart kaum hinreichend unterschieden werden kann. Wann beginnt die Gegenwart der modernen Gesellschaft, mit Shakespeare oder Hobbes, 1789 oder 1989 oder im Augenblick, da Sie diese Zeilen lesen? Viele Historische Soziologen halten daher diese Charakterisierung der Historischen Soziologie für unzureichend.

Einer anderen Lesart zufolge stellt die Historische Soziologie die ›geschichtswissenschaftliche Fraktion‹ in der Soziologie dar, die eben dadurch charakterisiert werden kann, dass sie zuständig ist für die *mikrologischen historischen Ereignisse*, während die Strukturen und langfristigen sozialen Prozesse von Gesellschaften durch höher aggregierte Theorien, insbesondere Theorien sozialen Wandels untersucht werden. In den Geschichtswissenschaften herrscht demgegenüber häufig ein spiegelbildliches Verständnis vor. Dort repräsentiert die Historische Soziologie (im Verbund mit der so genannten Sozialgeschichte) die Untersuchung von *längerfristigen soziohistorischen Strukturen* und komplementiert und fundiert somit die genuine, auf *Ereignisse* konzentrierte Geschichtswissenschaft. Gegen beide Konzeptionen lässt sich ein Einwand erheben: Beide Ebenen, sowohl Ereignisse wie Strukturen, können nicht isoliert voneinander betrachtet werden, denn Strukturen und Prozesse reproduzieren sich nur durch Ereignisse, und Ereignisse werden nur in Strukturen und Prozessen produziert und reproduziert.

›Historisch‹ kann aber auch überhaupt nicht auf die Vergangenheitsdimension bezogen sein, sondern als Gegensatz zu ›notwendig‹ verstanden werden. Die Aussage: ›Das lässt sich nur historisch verstehen‹, deutet daraufhin, dass etwas Resultat von zufälligen, nicht vorhersehbaren oder kontingenten Widerfahrnissen geworden ist. Dann wäre die Historische Soziologie eine Soziologie, die soziale Phänomene als intrinsisch unvorhersehbare auffasst (so Sewell 1996). Häufig wird damit die Ansicht verbunden, dass die Historische Soziologie es mit einmaligen, konkret in Raum und Zeit lokalisierbaren Phänomenen zu tun hat. Die His-

torische Soziologie nimmt dann die Bedeutung einer Soziologie an, die sich mit *singulären Phänomenen* befasst. Aber auch gegen diese Auffassung lassen sich Bedenken erheben: Beruht nicht die Singularität der Phänomene auf der Perspektive, mit der man sie untersucht?

Wenn man diesen Gedanken konsequent verfolgt, kommt man zu einem weiteren Definitionsvorschlag für Historische Soziologie, der sich weder auf die Datenbasis oder die temporale Dimension noch überhaupt auf die Gegenstandsebene bezieht, sondern methodologisch orientiert ist und die Historische Soziologie *als spezifisches Theorieprogramm der Allgemeinen Soziologie* versteht. Diese Auffassung ist kennzeichnend für einen großen Teil der deutschen Soziologie bis in die 1930er Jahre, und sie wird auch jüngst wieder vertreten (vgl. z.B. Mikl-Horke 1994; Barrelmeyer 1997; Kruse 1998, 1999; Kruse/Barrelmeyer 2000). Die Historische Soziologie wird hierbei als eine spezifische Erkenntnisweise aufgefasst, welche sich von anderen Theorieprogrammen wie etwa der Systemtheorie, der Netzwerktheorie oder den Spielarten des Rational-Choice-Ansatzes durch ihr Objekt, ihr Erkenntnisziel und ihre Methode unterscheidet. Ihre Objekte bilden raumzeitlich spezifizierte soziale und kulturelle Ordnungen (beispielsweise die Renaissance, der frühbürgerliche Kapitalismus oder der Nationalsozialismus) und das Erkenntnisziel besteht darin, das Singuläre oder Individuelle dieser sozialen oder kulturellen Ordnungen typisierend herauszuarbeiten. Dementsprechend wird methodisch das Verstehen dieser Ordnungen betont oder der individualisierende Vergleich mit dem Ziel, singuläre Kausalurteile zu bilden.

Einer jüngeren Auffassung zufolge genügt es nicht, die Gegenstände als raumzeitlich situierte aufzufassen, sondern sie rekurriert sehr viel stärker auf die temporale Dimension als solche. Die Historische Soziologie ist dann diejenige Soziologie, die sich mit der *Temporalität*, der *Prozessualität* und der *Narrativität von sozialen Phänomenen* befasst (vgl. Aminzade 1992; Griffin 1992). Sie hat es dann also nicht mit vergangenen Phänomenen zu tun, nicht mit singulären, nicht mit Ereignissen oder Strukturen, auch nicht in einem oberflächlichen Sinne mit raumzeitlich situierten,

sondern mit solchen, die temporal geordnet und von daher narrativ strukturiert bzw. in Narrationen wiedergegeben werden können.

Und schließlich muss man noch eine andere Perspektive nennen, in der die Historische Soziologie weder eine Subdisziplin noch eine genuine Forschungsperspektive darstellt, sondern der ›scope extension‹ dient, der Ausweitung des Gegenstandsbereichs der Soziologie mit dem Ziel der Analyse von zeitlich und räumlich invarianten Gesetzmäßigkeiten oder Strukturmustern. Die Historische Soziologie stellt in diesem Sinne *ein Anwendungs- und Operationsgebiet der Soziologie* überhaupt dar.

Man kann also folgende Auffassungen über die Funktionen und Aufgaben von Historischer Soziologie unterscheiden:

- Gegenwartsdiagnose: Diagnose und Erklärung gegenwärtiger Verhältnisse durch die Rekonstruktion ihrer historischen Genese;
- Strukturanalyse: Beschreibung und Erklärung von raumzeitlich invarianten sozialen Phänomenen;
- Prozessanalyse: Beschreibung und Erklärung von historischen Prozessen;
- Mikroanalyse: Beschreibung und Erklärung von historischen Ereignissen;
- Makroanalyse: Beschreibung und Erklärung von soziohistorischen Strukturen;
- idiographische Analyse: Historische Soziologie als Analyse singulärer Phänomene;
- nomothetische Analyse: Historische Soziologie als Analyse von allgemeinen Gesetzmäßigkeiten.

Alle diese Auffassungen wurden und werden vertreten. Von daher versteht es sich von selbst, dass sich die Historische Soziologie als ein theoretisch, methodisch und methodologisch sehr disparates Feld aufweist. Die ihr überantworteten Aufgaben sind auch immer abhängig von dem Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaften. Entweder wird die Historische Soziologie als ›Trojanisches Pferd‹ der jeweils anderen Disziplin be-

argwöhnt, welches die eigenen Standards bedroht, oder sie wird als eine ›Frohe Botschaft‹ begrüßt, die in die jeweilige Disziplin das einbringt, was in ihr ansonsten vermisst wird.

2. Soziologie und Geschichtswissenschaften

Die disziplinären Grenzen zwischen Geschichtswissenschaften und der Soziologie sind Gegenstand zahlreicher Debatten (vgl. Acham 1995; Spohn 2001). In der folgenden Tabelle sind die wichtigsten vermeintlichen Unterschiede aufgelistet.

Vermeintliche Gegensätze von Geschichtswissenschaft und Soziologie

<i>Geschichtswissenschaften</i>	<i>Soziologie</i>
vergangenheitsorientiert	gegenwartsorientiert
Ereignisse	Strukturen
diachrone Perspektive	synchrone Perspektive
singuläre Gegenstände	allgemeine oder typische Gegenstände
Verstehen	Erklären
historisch-hermeneutisch	empirisch-analytisch
induktiv	deduktiv
Quellen und Relikte	Daten

Zwar wird das bekannte Bonmot, Soziologie sei Geschichte ohne harte Arbeit, Geschichte sei Soziologie ohne Verstand, häufig beifällig zitiert, aber die damit konstruierten Gegensätze sind natürlich hoffnungslos überzeichnet. Sie setzen voraus, dass die beiden Disziplinen über einen festen paradigmatischen Kern verfügen. Das ist mitnichten der Fall (vgl. Ludz 1973; Boudon/Bourricaud 1992). Sowohl in den Geschichtswissenschaften wie in der Soziologie werden alle der hier angeführten Positionen vertreten – dies gilt erst recht für diejenige Disziplin, die zwischen ihnen vermittelt, die Historische Soziologie. Ereignisse lassen sich von Strukturen oder Prozessen nicht trennen, das Verstehen nicht von dem Erklären und die Diachronie nicht von der Synchronie. Auch der

vermeintliche Gegensatz von Quellen und Daten ist bei näherer Betrachtung so erheblich nicht (vgl. Best 1988b; Fleck/Müller 1997). Beides sind wissenschaftliche Konstruktionen.

In der wissenschaftlichen Praxis beider Disziplinen gibt es natürlich große Unterschiede. Soziologen gehen in der Regel nicht oder nur sehr selten auf die primären Quellen zurück, sie verfügen nicht über die quellenkritischen Kompetenzen, die in den Geschichtswissenschaften vorausgesetzt werden, sie sitzen nicht in den Archiven. Die Soziologie benutzt die Forschungen der Historiker als ihre empirische Basis, stellt also, wie schon von Georg Simmel (1858-1918) beschrieben, gegenüber den Geschichtswissenschaften eine Wissenschaft ›zweiter Ordnung‹ dar. Von daher überrascht der Standardvorwurf der Historiker an die Adresse der Soziologen nicht, etwa derjenige von Hans-Ulrich Wehler (1993) an Charles Tilly (1993) oder von Otto G. Oexle (1991) an Niklas Luhmann (1991), das Besondere und Konkrete und der empirische Reichtum der historischen Objekte ginge verloren, wenn man sie soziologisch traktierte. Dem lässt sich mit Luhmann (1975a) entgegenen, dass keine Theorie das Konkrete erreichen kann. Dieser Standardvorwurf der Historiker richtet sich insbesondere auch gegen die Studien der Historischen Soziologie. Bis heute hält sich in den Geschichtswissenschaften der Verdacht, die Historische Soziologie sei eine Form geschichtsphilosophischer Spekulation und weise eine unwissenschaftliche, universalhistorische Tendenz auf (vgl. Raphael 2003: 196ff.).

Demgegenüber unterstellt die Soziologie den Geschichtswissenschaften Theorieabstinenz und Quellenpositivismus. Die Geschichtswissenschaften seien auf soziologischen Theorieimport angewiesen und damit theoretisch inferior. Unter dieser Direktive fand in Deutschland in den 1970er Jahren die letzte interdisziplinäre Diskussion statt – mit prominenten Vertretern auf beiden Seiten (Habermas 1976 und Luhmann 1975a auf der einen, Koselleck 1972 und Mommsen 1971 auf der anderen). In der Soziologie blieb diese Diskussion weitgehend folgenlos, auf Seiten der Historiker begann eine gewisse Verstetigung der Rezeption soziologischer Angebote, auch wenn man sich intern schnell auf die überaus dominante Soziologie Max Webers als theoretischer Richtschnur verständigen konnte. Neuere Angebote wurden und

werden mit Ausnahme all derer, die unter den ›cultural turn‹ subsumiert werden können, abgelehnt. Lawrence Stone (1981) trifft den Diskussionsstand der 1970er Jahre gut, wenn er den Einfluss der Sozial- auf die Geschichtswissenschaften in folgenden Punkten zusammenfasst: Die stärkere Rezeption der Sozialwissenschaften habe dazu geführt, dass die Historiker sich dazu veranlasst sahen, ihre theoretischen Annahmen explizit zu formulieren, ihre begrifflichen Instrumentarien zu präzisieren und die theoretische Konstitution der Fakten anzuerkennen. Neue Forschungstechniken, insbesondere solche quantitativer Art, konnten übernommen werden. Die Historiker erkannten, dass auch sie allgemeine Aspekte erforschen und schon immer erforscht haben, z.B. allgemeine Bedingungen von chiliastischen Bewegungen, von Hexenwahn oder nationalistischen Strömungen. Die Geschichtswissenschaft sei sehr viel analytischer und weniger narrativ geworden.

In den letzten Jahren dürfte sich das Bild verschoben haben. Während von vielen Soziologen (von Anthony Giddens und Pierre Bourdieu bis hin Raymond Boudon oder Hartmut Esser, aber auch von Historikern wie Peter Burke oder Paul Veyne) die disziplinäre Trennung als überholt angesehen wird, sind Historiker eher um Abgrenzung und um eine sehr selektive Rezeption bemüht (vgl. Welskopp 2002), wobei vor allem ›Produkte‹ der allgemeinen soziologischen Theorie von Bourdieu über Giddens bis zu Luhmann ›nachgefragt‹ sind (vgl. Reichardt 1997; Schlögl 1997; Welskopp 1997). Dies mag daran liegen, dass die Geschichtswissenschaften in der Öffentlichkeit über ungleich mehr Reputation verfügen als die Soziologie; dies mag aber auch daran liegen, dass so theoriearm die Historiker niemals gewesen sind. Sie behaupten zwar, sie würden den empirischen Belegen den Vorzug geben vor den großen geschichtssoziologischen Entwürfen, aber auch sie folgen oft unüberprüft Metatheorien oder, besser noch, Metaerzählungen, in welche sie ihre Funde und Befunde einzuordnen vermögen: Demokratisierung, Säkularisierung, Industrialisierung, Modernisierung, Rationalisierung. Weder wissenschaftslogisch noch vom Erkenntnisinteresse noch vom Gegenstand her ist die disziplinäre Trennung zwischen Geschichtswissenschaften und Soziologie zu begründen. Beiden geht es um

die Erklärung von kollektiven, nicht-intentionalen Effekten des Handelns. Beiden sind auch Pendelbewegungen zwischen den sich anbietenden methodologischen Ansätzen von der Idiographik zur Nomothetik, vom Individualisieren zum Generalisieren, vom Verstehen zum Erklären und von der Beschreibung zur Theoriebildung gemein.

Man kann die Gegensätze beider Disziplinen nur historisch erklären. Während der Zeit der Aufklärung wurden die so genannte Aufklärungsgeschichtsschreibung (vgl. Muhlack 1991) und die sich etablierenden proto-soziologischen Diskurse als komplementär verstanden (vgl. Eisermann 1974). Ein erster Bruch ging einher mit der Etablierung der drei Wissenskulturen (vgl. Lepenies 1985), vor allem mit der Durchsetzung des Historismus als *der* geschichtswissenschaftlichen Metatheorie (vgl. Fulda 1996). Der Historismus grenzte sich sowohl gegen die moralisierende Geschichtswissenschaft der Aufklärung wie auch gegen geschichtsphilosophische Zumutungen ab. Der Topos von der Historie als einer ›Lehrmeisterin des Lebens‹ verlor seine Gültigkeit, der Kollektivsingulär der Geschichte setzte sich durch, die Geschichtswissenschaft konnte sich als eine methodisch kontrollierte, empirische Wissenschaft etablieren.

Der Historismus und anverwandte Strömungen können durch verschiedene Maximen charakterisiert werden. *Erstens* wird die Historizität eines jeden historischen Tatbestandes behauptet, d.h. kein historischer Tatbestand ist Ausprägung eines Typs, einer Klasse, sondern eine singuläre Erscheinung und nur aus seiner relativen Position im Gesamten des Geschichtsprozesses zu erkennen. Der Historismus ist durch ein Interesse an diesen singulären historischen Phänomenen bestimmt. Von daher sind auch die Einwände etwa von Johann Gustav Droysen (1808-1884) oder Wilhelm Dilthey (1833-1911) gegen die induktiven Methoden John Stuart Mills (1806-1873) oder die Geschichtsschreibung Henry Thomas Buckles (1821-1862) zu erklären, welche Einzelfälle unter eine Menge gleichartiger Fälle oder allgemeine Gesetze des Geschichtsverlaufs zu subsumieren gedachten (vgl. Fischer 1966). *Zweitens* wird das Verstehen als Methode postuliert: Der geschichtliche Prozess muss als Ergebnis zielgerichteten, intentionalen und deshalb verstehbaren Handelns begriffen werden. *Drit-*

rens ist das Interesse am Singulären noch kennzeichnend für die neukantianische Philosophie, die einen überragenden Einfluss auf die junge Soziologie ausübt. Wilhelm Windelband (1894) unterscheidet zwischen nomothetischen und idiographischen Wissenschaften: Demzufolge suchen nomothetische Wissenschaften in der Wirklichkeit das Allgemeine in der Form eines Gesetzes, die idiographischen Wissenschaften hingegen das Singuläre in seiner individuellen Gestalt. Die einen sind Gesetzes-, die anderen sind Ereigniswissenschaften. Von Heinrich Rickert (1863-1936) wurde dies als Gegensatz von generalisierender und individualisierender Begriffsbildung bezeichnet (vgl. Rickert 1902).

Auch wenn der Historismus bzw. der Neohistorismus trotz aller Anerkennung der heuristischen Fruchtbarkeit von sozialwissenschaftlichen Theorien davor warnen, die Geschichtswissenschaften auf historische Sozialwissenschaften zu reduzieren, da die Geschichtswissenschaft es mit der narrativen Rekonstruktion temporaler Strukturen zu tun hat, mit der erzählenden Darstellung von Ereignisabfolgen also, deren Logik sich nicht theoretisch deduzieren lässt, so gab und gibt es immer wieder geschichtswissenschaftliche Ansätze, die die Nähe zu den Sozialwissenschaften suchen.

Den berühmtesten derartigen Theoriezusammenhang stellen die »Annales« dar. Die Entstehung der »Annales« geht auf Einflüsse einer Gruppe von Historikern um Henri Berr (1863-1954) und François Simiand (1872-1935) zurück, die die Geschichtswissenschaft an den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften orientieren und zu einer umfassenden, neuen Humanwissenschaft aufbauen wollten. Simiand attackierte die von ihm so genannten empiristischen und positivistischen geschichtswissenschaftlichen Traditionen, die induktiv von historischen Fakten auf historische Gesetzmäßigkeiten schließen wollen. 1929 erfolgte die Gründung der Zeitschrift »Annales d'histoire économique et sociale«, nach der dieser Ansatz benannt wird. Ihre Gründer, Marc Bloch (1886-1944) und Lucien Febvre (1878-1956), stellten die Analyse von langfristigen sozialen Strukturen und kollektiven Mentalitäten in den Mittelpunkt. Von großem Einfluss auf sie war die Soziologie der so genannten »Durkheim-Schule«, etwa das Werk von Maurice Halbwachs (1877-1945). Ihre Einschätzung des Verhält-

nisses von Geschichtswissenschaften und Soziologie lässt sich an der von Fernand Braudel (1902-1985) vorgenommenen Typologie historischer Zeiten aufzeigen. Die kurze Dauer (*histoire événementielle*) kann als Ereignisgeschichte verstanden werden, die mittlere Dauer (*histoire conjoncturelle*) als diejenige, in der sich wesentliche strukturelle Veränderungen ökonomischer und sozialer Art in der Gesellschaft abspielen. Die lange Dauer (*histoire structurelle*) bezieht sich auf soziale Evolutionsvorgänge, sprachgeschichtliche Entwicklungen und geographische Vorgänge. Damit konnte Braudel komplexe historische Vorgänge, wie z.B. die Entwicklung der Mittelmeerwelt im 16. Jahrhundert, als Überlagerung und Interferenz verschiedener Wandlungsvorgänge sichtbar machen. Mit der Unterscheidung dieser verschiedenen Zeiten versucht Braudel, Geschichts- und Sozialwissenschaften zu integrieren (vgl. Braudel 1992).

Die bekannteste deutsche Schule ist die der »(Bielefelder) Sozialgeschichte« (vgl. vorausblickend Wehler 1973 und rückblickend Kocka 1996). Sie greift auf Theorieangebote der Sozialwissenschaften zurück (insbesondere von Weber), hält aber an der historisch-hermeneutischen Verfahrensweise der Historiker fest und versucht, empirisch-analytische Methoden zu integrieren. Auch in ihrem Mittelpunkt steht die komplexe, problemorientierte historische Strukturanalyse. Geschichts- und Sozialwissenschaften haben ihres Erachtens das gleiche Objekt und die gleichen Methoden. Die Unterschiede zwischen beiden sind hier nicht prinzipieller, sondern praktischer Natur. In jüngerer Zeit ist jedoch gerade in den Schriften Hans-Ulrich Wehlers (vgl. Wehler 1998) eine spürbare Distanz zu neueren soziologischen, insbesondere »kulturalistischen« und »systemtheoretischen« Theorieansätzen zu verzeichnen, obwohl immer noch an dem Doppelziel festgehalten wird: »Durchdringung der Geschichtswissenschaft durch soziologische Theoriereflexion und der Soziologie durch historisch-genetisches Denken« (Wehler 2000: 117). Auch in der englischen Sozialgeschichte – um nur Eric Hobsbawm (1997), Edward P. Thompson (1963) und Peter Burke (1980, 1992) zu nennen – wird die enge Affinität beider Disziplinen nachdrücklich betont.

Schließlich kann noch auf die »Historische Sozialforschung«

hingewiesen werden, auch »Social Science History« oder »Kliometrie« genannt, die insbesondere in den Vereinigten Staaten eine hohe Virilität besitzt. Die Historische Sozialforschung hat das Ziel, historische Vorgänge zu erklären. Dabei greift sie auf das quantitative Methoden- und das Theorienrepertoire der Sozialwissenschaften zurück, um Theorien zu bilden und zu prüfen. Sie versteht sich als eine *diachrone* Sozialwissenschaft, die auf das historisch-hermeneutische Instrumentarium verzichtet (vgl. Ruloff 1984, 1985; Best 1988a, 1988b; Best/Schröder 1988; Schröder 1994). Wichtige methodische Instrumente sind die Zeitreihen- und die Ereignisanalyse, also statistische Verfahren, die dazu dienen, mathematische Modelle für Serien zeitlich aufeinander folgender Daten zu entwickeln.

Die gemeinsame Geschichte von Geschichtswissenschaften und Soziologie ist eine solche der Irrungen und Wirrungen. Prominente Vertreter beider Seiten betonen, dass entgegen der häufig von den ›Gralshütern‹ vorgebrachten scheinbaren Gegensätzlichkeit beider Disziplinen weder von der methodologischen und methodischen noch von der theoretischen Seite her die disziplinäre Trennung zu begründen ist. In der wissenschaftlichen Praxis selbst haben sich aber unterschiedliche Wissenschaftsstile durchgesetzt, die nur selten zu einer gemeinsamen Sprache finden lassen. Der Historischen Soziologie kommt hier die Aufgabe des Übersetzers zu.

3. Historische Soziologie und sozialer Wandel

Wie aber sieht die Aufgabenstellung der Historischen Soziologie in der Soziologie aus? Auf die Frage ›Why Historical Sociology?‹ gibt Calhoun (2003: 383) die erwartbare Antwort: Um sozialen Wandel zu studieren. Diese Antwort würde sicherlich nicht von allen Historischen Soziologen geteilt, denn die Historische Soziologie prallt hier noch auf ein anderes Theorieprogramm, welches man mit »Theorien sozialen Wandels« überschreiben kann. Dieses kann, muss aber nicht mit demjenigen der Historischen Soziologie kollidieren. Der Terminus »sozialer Wandel« wurde von William F. Ogburn (1922) in die Soziologie eingeführt. Ogburn

(1886-1959) verstand unter sozialem Wandel im Grunde genommen evolutionäre Prozesse. Aber er sprach nicht von Evolution, um die Reversibilität und die Kontingenz dieser Prozesse zu betonen und nicht in das Fahrwasser einer älteren Evolutionstheorie zu gelangen, die unter gesellschaftlicher Evolution die notwendige Höherentwicklung menschlicher Gesellschaften verstand (vgl. Kap. III/4). In den 1950er und 1960er Jahren wurden Theorien sozialen Wandels als das genuin soziologische, nomologische Gegenprogramm zu den historischen Wissenschaften aufgefasst – und als solche vielfach kritisiert, weil sie nicht genügend aus dem Schatten der (damals praktizierten) Evolutionstheorie, dem ›Developmentalism‹ mit seinen Annahmen der Linearität und der Endogenität des Wandels hervorgetreten sei (vgl. Nisbet 1969, 1970). Die sich daraufhin entwickelnde jüngere Historische Soziologie verstand sich als Kontrastprogramm, als Ablösung und Aufhebung der Theorien sozialen Wandels. Heutzutage ist die Konkurrenzsituation entspannter. In den nationalen Soziologien wie der amerikanischen oder der englischen, in denen die Historische Soziologie sehr prominent vertreten ist, sind die Grenzen sehr durchlässig, wenn überhaupt noch vorhanden. Die Kontroverse wird in das Feld der Historischen Soziologie selbst verschoben und als eine Auseinandersetzung über deren methodologische Prämissen verstanden. Theorien sozialen Wandels stellen dann so etwas wie den allgemeinen, nomologischen Kern dieser Disziplin dar, der erst in einer Spezifikation auf konkrete soziohistorische Sachverhalte zur Historischen Soziologie wird.

In der deutschsprachigen Soziologie steht hingegen die Historische Soziologie eindeutig im Schatten der Theorien sozialen Wandels. Die Gräben zwischen Theorien sozialen Wandels, Transformationstheorien oder gar soziologischen Evolutionstheorien einerseits und der Historischen Soziologie andererseits sind hier immer noch sehr hoch. Auch in neueren Überblicksdarstellungen über sozialen Wandel (vgl. Müller/Schmid 1995; Schelkle et al. 2000) ist es alles andere als selbstverständlich, auf Positionen von Vertretern der Historischen Soziologie einzugehen. Der vermeintliche Gegensatz zwischen Gegenwarts- und Vergangenheitsorientierung, zwischen Strukturen und Ereignissen, zwischen makrologischer und mikrologischer Perspektive ist noch

sehr virulent. Theorien sozialen Wandels sind oft noch dem Geist der Modernisierungstheorie mit ihrem evolutionistisch-developmentalistischen Charakter verpflichtet. Der Historischen Soziologie kommt hier die Aufgabe eines Korrektivs zu (vgl. Knöbl 2001, 2003).

Von Theorien sozialen Wandels, die häufig mit analytischen Kategorien und mit deterministischen oder stochastischen formalen Modellen arbeiten und versuchen, allgemeine Prozessdynamiken und deren manchmal katastrophale Entwicklungen zu analysieren, wird eine stärkere Ausrichtung auf die historische Dimension, auf Ereignisse, auf nichtlineare Entwicklungen jenseits von systemischen Gleichgewichten gefordert (vgl. Hallinan 1997). Historische Soziologen versuchen hingegen, solche nichtlinearen Entwicklungen mit Hilfe von sozialen Mechanismen (siehe S. 70) zu konzipieren, Prozessdynamiken jenseits von zyklischen oder linearen Modellen zu identifizieren, exogene mit endogenen Variablen zu vermitteln und Kausalreihen zu konzipieren, die Mikro- und Makroelemente umfassen. Sie wollen nicht nur Wandel, sondern auch Nicht-Wandel, Resistenzen und Verharrungen erklären. Historische Soziologien (beispielsweise von Michael Mann 1986) lehnen zudem häufig die in Theorien sozialen Wandels vorherrschende Voraussetzung ab, es gebe ein Substrat (Gesellschaft, Nation, Kultur o.Ä.), an oder in dem sich gleichsam der Wandel vollzieht. Substrate werden vielmehr in Relationen aufgelöst. Und auch in der komparativen Historischen Soziologie gewinnt der Gedanke immer mehr Raum, dass man sich vor einer Verdinglichung der Vergleichseinheiten in Form von ›Gesellschaften‹ oder ›Nationen‹ hüten muss. Trotz divergenter Selbstbeschreibungen liegt somit eine Konvergenz in den Problemlagen vor. Weshalb sollte man dann von getrennten Subdisziplinen sprechen und nicht von zwei Ebenen einer Disziplin, der Historischen Soziologie, die Erfolg nur dann haben, wenn sie miteinander kooperieren?

III. Historie der Historischen Soziologie

Selbstverständlich ist es in diesem knappen Rahmen nicht möglich, eine ausführliche Theoriegeschichte der Historischen Soziologie zu präsentieren. Es muss also selektiert werden. Deshalb kommen nur signifikante Positionen zur Sprache, die auch heute noch in der einen oder anderen Form eine paradigmatische, exemplarische Funktion haben. Besonderen Raum nimmt die Analyse der jüngsten Entwicklungen ein, da sie in der deutschsprachigen Soziologie bisher kaum zur Kenntnis genommen wurden. Bei alledem kann es hier nicht darum gehen, irgendwelche Ergebnisse oder Resultate der historisch-soziologischen Forschung zu präsentieren, sondern den jeweiligen Problem- und Forschungsansatz zu skizzieren, der den Positionen zugrunde liegt.

1. Soziologie als Historische Soziologie

Auch wenn Max Webers Arbeiten nicht am Anfang einer sozialwissenschaftlichen Erkundung der Geschichte stehen, sondern die auch heute noch aktuellen Konzeptionen eines Ferguson, eines Tocqueville oder eines Marx, so gewinnt doch die Soziologie als eigentlich *Historische* Soziologie ihre genuine Gestalt erst mit dem Werk Webers. Die Soziologie Max Webers ist eine historische Soziologie (vgl. Kalberg 2001). Im Zentrum seiner Studien, sowohl der »Protestantischen Ethik« (1988a) oder der Untersuchung über die Agrarverhältnisse in der Antike (1988f) oder die Geschichte der Handelsgesellschaften im Mittelalter (1988g) wie auch der späteren über die »Wirtschaftsethik der Weltreligionen« (1988h), steht die Frage nach der historischen Genese, dem Entwicklungspfad, der besonderen Eigenart des modernen okzidentalen Rationalismus, insbesondere des modernen Kapitalismus: »Universalgeschichtliche Probleme wird der Sohn der modernen europäischen Kulturwelt unvermeidlicher- und berechtigterweise unter der Fragestellung behandeln: welche Verkettung von Umständen hat dazu geführt, daß gerade auf dem Boden des Okzidents, und nur hier, Kulturerscheinungen auftraten, welche doch – wie wenigstens wir uns gerne vorstellen – in einer Entwick-

lungsrichtung von universeller Bedeutung und Gültigkeit lagen?» (Weber 1988e: 1, Hervorh. weggelassen). Der Kapitalismus wird von Weber als ein »historisches Individuum« konzipiert. Als ein solches bezeichnet Weber einen »Komplex von Zusammenhängen in der geschichtlichen Wirklichkeit, die wir unter dem Gesichtspunkt ihrer Kulturbedeutung begrifflich zu einem Ganzen zusammenschließen« (Weber 1988a: 30). Dieses Verständnis geht auf die neukantianische Begriffslehre (Heinrich Rickert, Emil Lask) zurück, die maßgeblichen Einfluss nicht nur auf die früheren wissenschaftsmethodologischen Arbeiten, sondern auch die späteren genuin soziologischen und universalhistorischen Studien von Weber gehabt hat (vgl. Ringer 1997; anderer Meinung sind Oakes 1990 oder Gerhardt 2001, die den Einfluss des Neukantianismus auf Weber als gering einschätzen). Nach Rickert (1902) stellt ein historisches Individuum einen individuellen Komplex von historischen Kausalzusammenhängen dar, welcher mit anderen individuellen Objekten wiederum kausal verknüpft ist. Dabei taucht bei Weber bzw. im Neukantianismus eine Auffassung von Kausalität auf, die für verschiedene Fraktionen der Historischen Soziologie, insbesondere in ihrer komparativen Ausprägung, maßgeblich geworden ist, ohne dass aber nochmals die Tiefe dieser frühen Reflexionen erreicht worden wäre. Diese Kausalitätsauffassung, die wir der Kürze halber als diejenige der »historischen Kausalität« bezeichnen können, steht im Gegensatz zu dem übermächtigen nomologischen Kausalitätsverständnis. Oder um es noch präziser zu fassen: Die nomologische, also gesetzesartig bzw. regularistisch konzipierte Kausalitätsauffassung rückt in eine heuristische Funktion zur Feststellung von singulären, historischen Kausalitäten. Denn das spezifische Erkenntnisziel der idiographischen, historischen Kulturwissenschaften besteht im Unterschied zu den nomothetischen Wissenschaften nach Weber darin, spezifische, individuelle, konkrete Einzelvorgänge zu erklären. Das Kausalprinzip stellt dabei auch in den historischen Kulturwissenschaften eine unhintergehbare Voraussetzung aller wissenschaftlichen Arbeit dar, aber es wechselt mit dem unterschiedlichen Erkenntnisinteresse seine Gestalt, denn es gilt: »Die Form, in welcher die Kategorie der Kausalität von den einzelnen Disziplinen verwendet wird, ist eben eine verschiedene,

und in einem bestimmten Sinn – das ist durchaus zuzugeben – wechselt damit auch der Gehalt der Kategorie selbst« (Weber 1988b: 134). Historische Erklärungen benutzen Kausalgesetze, um spezifische historische Kausalitäten zurechnen zu können und dabei mit Hilfe von singulären Kausalurteilen historische Konstellationen, also historische Individuen in ihrer Genese zu erklären. »[D]ie Kausalfrage ist, wo es sich um die Individualität einer Erscheinung handelt, nicht eine Frage nach Gesetzen, sondern nach konkreten kausalen Zusammenhängen, nicht eine Frage, welcher Formel die Erscheinung als Exemplar unterzuordnen, sondern die Frage, welcher individuellen Konstellation sie als Ergebnis zuzuordnen ist: sie ist Zurechnungsfrage« (Weber 1988c: 178, Hervorh. weggelassen).

Um historische Erklärungen vornehmen zu können, sollte sich die Historische Soziologie dabei nach Weber der methodischen Doppelstrategie der Untersuchung von »objektiven Möglichkeiten« und »adäquater Verursachung« zuwenden. Der Soziologe fällt mit Hilfe von Idealtypen Möglichkeitsurteile über historische Prozesse. *Möglichkeitsurteile* sind kontrafaktische Urteile über das, was bei einer gedanklichen Abänderung oder Ausschaltung von Faktoren aus bestimmten Konstellationen geworden wäre. Wäre auch bei einer Abänderung von bestimmten Faktoren ein gleicher oder ähnlicher Effekt zu erwarten gewesen? Wenn ja, dann kann diesen Faktoren keine kausale Wirksamkeit zugesprochen werden; sie sind kausal irrelevant. Wenn aber in diesem Gedankenexperiment ein anderes Ergebnis erwartet werden könnte, dann kann man durchaus von einer kausalen Relevanz bzw. einer adäquaten Verursachung sprechen. Wie aber kann man beurteilen, welcher Verlauf oder welche Entwicklung erwartet werden könnte? Hierbei orientiert man sich nach Weber an dem normischen oder nomologischen Erfahrungswissen über den regulären Verlauf dieser Entwicklungen. Um also wirkliche Kausalzusammenhänge identifizieren und analysieren zu können, werden »unwirkliche« Möglichkeitsurteile gefällt. Max Weber erläutert dies an folgendem Beispiel: Ist die Berliner Märzrevolution von 1848/49 eine adäquate oder eine zufällige Folge der Straßenkämpfe und der Schüsse vor dem Berliner Schloss? Wenn man plausibel machen kann, dass auch ohne diese Schüsse unter Beibehaltung aller an-

deren Bedingungen nach all unseren Erfahrungsregeln die Märzrevolution hätte ausbrechen müssen, dann stellen die Schüsse eine zufällige und eben nicht eine adäquate Verursachung der Revolution dar (vgl. Weber 1988d: 287f.).

Von zentraler Bedeutung für die Entwicklung von Webers methodologischen Positionen ist nicht nur der postulierte Gegensatz von generalisierender und individualisierender Begriffsbildung, sondern der so genannte *Methodenstreit* in der »Nationalökonomie« zwischen den beiden Protagonisten Gustav von Schmoller (1838-1917) und Carl Menger (1840-1921). Während Schmoller als Vertreter der jüngeren »Historischen Schule« eine durch historische Forschungen untermauerte, empirisch gesättigte, induktiv vorgehende Nationalökonomie forderte, setzte Menger dem als Vertreter der theoretischen, marginalistischen »Nationalökonomie« entgegen, die ökonomische Erkenntnis müsse auf dem Wege der Deduktion aus apriorischen Axiomen voranschreiten und exakte Gesetzmäßigkeiten formulieren, die zwar nur reine Gedankenkonstrukte seien, aber der empirischen Forschung den Weg weisen könnten. Allein vor diesem Hintergrund lässt sich die Idealtypenlehre von Weber verstehen – *Idealtypen*, in denen Möglichkeitsurteile gebildet werden, dienen dazu, die historisch-empirische Wirklichkeit aufzuschlüsseln. Damit erklärt sich auch die von Weber postulierte Arbeitsteilung zwischen der Idealtypen formulierenden Soziologie und der diese auf die historische Wirklichkeit anwendenden Geschichtswissenschaft.

In den späten religionssoziologischen Untersuchungen über die Wirtschaftsethik der Weltreligionen (vgl. Weber 1988h) wird die frühe Methode noch um ein weiteres wesentliches Moment ergänzt. Während die frühe Methode einen Vergleich von »möglicher« und »tatsächlicher« Entwicklung vorsieht, so wird in den späteren Untersuchungen der historische Vergleich zwischen verschiedenen »historischen Individuen« betont. Die frühe Studie über die »Protestantische Ethik« (Weber 1988a) war zu dem Ergebnis gekommen, dass eine kausal adäquate Verursachung des frühbürgerlichen Kapitalismus in der durch den asketischen Protestantismus geprägten rationalen Ethik liegt. Dieses Ergebnis wird nun im Rahmen von universalhistorischen Vergleichen mit der Wirtschaftsethik anderer Religionen überprüft. Dabei wendet

Weber sowohl die »Methode der Übereinstimmung« wie die »Methode der Differenz« im Sinne Mills an (vgl. S. 78). Das heißt, er geht der Frage nach, ob auch dort, wo es, wie in China, keinen Ansatz zu einem dem okzidentalen Frühkapitalismus vergleichbaren Wirtschaftssystem gab, eine der protestantischen Wirtschaftsethik kausal äquivalente Gesinnung gegeben hat (*Methode der Differenz*) bzw., ob es eben dort, wo es ein kapitalistisches Wirtschaftssystem gegeben hat, auch eine äquivalente, religiös motivierte Wirtschaftsgesinnung gegeben hat (*Methode der Übereinstimmung*). Beide Vergleichsoperationen kommen zum gleichen Befund: Die rationale Ethik des asketischen Protestantismus kann als kausal adäquate Verursachung für den okzidentalen Kapitalismus angesehen werden – ohne dass andere Kausalrelationen von Weber ausgeschlossen werden.

2. Weimarer Historische Soziologie

Nach Max Weber, aber diesem durchaus auch widerstreitend, erlebte die Historische Soziologie einen zweiten Höhepunkt in den 1920er Jahren in Gestalt der nachträglich so genannten »Weimarer Historischen Soziologie«, zu welcher Alfred Weber und Alfred von Martin, Eduard Heimann und Franz Oppenheimer, Emil Lederer und Karl Polanyi, Hans Freyer und Adolf Löwe, aber auch der ältere Werner Sombart als herausragende Vertreter gerechnet werden können (vgl. Kruse 1990, 1999). Neben der Selbstbezeichnung als »Historische Soziologie« (als Gegensatz zur formalen oder zur evolutionistischen Soziologie) bürgern sich auch andere Bezeichnungen ein, etwa »Geschichts-«, »Kultur-« oder »konkrete Soziologie«. In späteren Jahren, insbesondere in den 1950er Jahren, wird sie als unwissenschaftlich, als pure Geschichts- und Sozialphilosophie gebrandmarkt, ein Urteil, welches bis heute nachwirkt und ihre Analysen bis in die heutigen Tage hinein zu Unrecht auf eine theoriegeschichtliche Marginalie reduziert – mit dem Nebeneffekt, dass damit auch die historische Dimension für lange Zeit aus dem soziologischen Diskurs verabschiedet wurde.

In der Historischen Soziologie der 1920er Jahre manifestiert

sich ein allgemeiner Paradigmenwechsel in den deutschen Sozialwissenschaften von der »Historischen Nationalökonomie« hin zur »Historischen Soziologie« (vgl. Kruse 1990). Die Soziologie versteht sich als eine »historische Sozialtheorie«. Was sind deren Kennzeichen? Allgemein gilt, dass es ihren Vertretern nicht um ein historistisches Interesse an der Geschichte geht. Sie erforschen nicht die Geschichte um der Geschichte willen, sondern um Gegenwartsfragen zu beantworten und Zeitdiagnosen zu erstellen. Die großen Probleme der modernen Gesellschaften lassen sich – hier schließen sie sich Max Weber an – nur auf dem Wege ihrer historischen Rekonstruktion erschließen. Sie nehmen eine genetisch-historische Perspektive ein – gegenwärtige Probleme sollen genetisch auf ihre historischen Entstehungskontexte zurückgeführt werden. Zeitdiagnosen bilden also ihren Ausgangspunkt. Das Objekt ihrer Analysen sind »historische Individuen« wie die ›Renaissance‹, der ›moderne Kapitalismus‹ oder die ›Industriegesellschaft‹. Diese werden als Individuen aufgefasst, weil sie nicht Ausdruck und Resultat von universellen Gesetzmäßigkeiten sind, sondern auf spezifische historische Konstellationen zurückgeführt werden können. Die Geschichte selbst wird nicht als ein räumlich-zeitliches Kontinuum, sondern als *Diskontinuum* solcher individueller Sozial- und Kulturkreise aufgefasst. Methodisch bedient sich diese Soziologie neben der schwächer ausgebildeten Komparatistik einer weithin besonderen Verfahrensweise, die man als eine typologische bezeichnen kann.

Was damit gemeint ist, lässt sich ›typisch‹ an der »Soziologie der Renaissance« von Alfred von Martin (1882-1979) aus dem Jahre 1932 aufzeigen. Diese Studie steht als erste in einer langen Reihe von zeitdiagnostischen Arbeiten, mit denen von Martin im Rahmen einer Soziologie des Bürgertums die historische Signatur der modernen, bürgerlich-kapitalistischen Epoche nachzeichnen wollte (vgl. Kruse 1994: 100-141). Die Renaissance stellt den ersten Aufbruch aus der statischen Gesellschaft des Feudalismus dar, die erste Phase in der Entfaltung der kapitalistischen Gesellschaft. Sie verdankt sich – und hier verbindet von Martin die Arbeiten Webers mit denen von Georg Simmel – einer ersten, frühkapitalistischen Entfaltung der Geldwirtschaft und einem ersten Schub der Rationalisierung der Welt. Dies manifestiert sich in

den beiden Gruppen, die fortan – manchmal in Koalition, manchmal in Opposition zueinander – die Geschicke der kapitalistischen Gesellschaft prägen, den ›Unternehmern‹ und den ›Intellektuellen‹. Beide sind kennzeichnend für das okzidentale Bürgertum, die einen mit ihrem Individualismus, der soziale Bindungskräfte auflöst, die anderen mit ihrem Rationalismus, der neue weltanschauliche und kulturelle Bindungskräfte durchsetzt. Beide treten deutlich in ihren antifeudalistischen Tendenzen in der so genannten Frührenaissance hervor, Tendenzen, die sich aber in der Hoch- und besonders in der Spätrenaissance nach von Martin wieder mit gewissen beharrenden Kräften verbünden und an historischer Dynamik verlieren. Dass radikale, individualistische Kräfte und Tendenzen einen sozialen Strukturwandel herbeizuführen vermögen, die ein Eigenleben entfalten und dabei neue beharrende Tendenzen aus sich heraus entwickeln, gehört nach von Martin – ähnlich wie bei Max Weber – zu den Regelmäßigkeiten, die in sozialen Umbruchphasen anzutreffen sind. »Die Peripetie bürgerlicher Entwicklung« – so fasst von Martin (1962: 426) diese These in einer späteren Schrift zusammen – beginnt dort, »wo die fortschreitende Rationalisierung – sachlichen Notwendigkeiten folgend – aufhört, ein bloß individuellen Zwecken dienendes Mittel zu sein und – eine eigene, autonome Dynamik entwickelnd – ihrerseits zum maßgeblichen Faktor wird.« Und besonders typisch stellt sich diese Entwicklung in der Renaissance dar, die nach ihrer kraftvollen individualistischen Frühphase später in eine Refeudalisierung mündet: »Von dem frühbürgerlichen Individualismus mit seinem Freiheitsideal ist man über den hochbürgerlichen Typismus des klassischen Harmonieideals zu einem späten aristokratisch-höfischen Konventionalismus gelangt, der sich an Formen des ritterlichen Mittelalters anlehnt« (von Martin 1974: 111). Der Individualismus muss dann in der Reformationszeit in einer asketischen Gestalt einen neuen Anlauf nehmen. Von Martin bedient sich einer häufig und prominent (z.B. von Oswald Spengler, Arnold Toynbee oder Pitirim Sorokin) vertretenen Auffassung, der zufolge soziohistorische Prozesse zyklisch aus den drei Stadien des Wachstums, der Reife und des Verfalls bestehen.

Das Erkenntnisinteresse der Historischen Soziologen wird fol-

gendermaßen definiert: »Während der Historiker den Verknüpfungen des einmaligen Werdegangs nachgeht, also methodisch die Frage nach der ›individuellen Kausalität‹ stellt (Rickert), ist dem Soziologen die Einzelperscheinung nur wichtig als Beispielfall, als Illustration eines Allgemeineren, Typischen, über die Einmaligkeit Hinausweisenden, geht es immer um die Ergründung eines generellen Sachverhalts und seiner Bedingtheit, nicht um die einer individuellen Ursachenkette« (ebd.: 11). Auch wenn von Martin in dieser Passage das Typische mit dem Generellen zu synonymisieren scheint, so kann zwischen dem Erfassen des Typischen und der Generalisierung von Begriffen nicht streng genug unterschieden werden. Dabei wird das Typische als das ›Wesen‹, das ›Sein‹ oder das ›Interessante‹ einer kulturellen Erscheinung gefasst. Der Ausdruck des ›Interessanten‹ stammt von einem der großen Vorbilder dieser Soziologie, von Jacob Burckhardt (1818-1897), der in die Soziologie ›eingemeindet‹ wird. Denn auch Burckhardt verfolgt nach von Martin ein genuin soziologisches und nicht ein historisches Interesse: Es sei ihm nicht darum gegangen, die Geschichte einer Zeit zu schreiben, den Wandel von Kulturererscheinungen festzuhalten, sondern das ›Konstante‹, die ›Seele‹, den ›Geist‹ derselben zu rekonstruieren. Dies alles sind natürlich nur Metaphern, die in der heutigen Soziologie keine Heimstatt haben. Wenn man einen soziologisch akzeptierten Begriff finden will, so bietet sich *prima facie* Webers Begriff des »Idealtypus« an. Aber es ist bei näherer Betrachtung fraglich, ob der – wie viele Explikationsversuche zeigen – gewiss nicht unproblematische Kern und die methodischen Zielsetzungen von Webers Begriff geteilt werden. Der Weimarer Historischen Soziologie dient das Typische als *Zweck* der soziologischen Forschung und nicht, wie bei Weber, als *Mittel*. Der methodologische Hintergrund der Weimarer Historischen Soziologie ist nicht mehr der Neukantianismus, auf den sich Max Weber bezog.

›Das Typische‹ hat zunächst eine Selektionsfunktion hinsichtlich der Objekte. Dies wird besonders deutlich in der »Soziologie der Renaissance«, in welcher von Martin (1974) die Renaissance dort aufsuchen will, wo sie für ihn in einer gewissen Reinheit, in ihrem ›Charakter‹ hervortritt. Zu diesem Zweck befasst er sich nur mit der italienischen Renaissance, die für ihn in ihrer Rein-

form in der florentinischen zu Tage tritt. Und auch die florentinische schränkt er weitgehend auf die Familie der Medici ein. Aber nicht nur das Objekt, die Renaissance, wie man sie am Beispiel der Medici in ihrer besonderen Typizität studieren kann, sondern auch die historischen Prozesse selbst und ihre Erklärungsmuster werden nicht in ihrer allgemeinen, sondern in ihrer typischen Form untersucht. Die Renaissance wird als eine typische Verschränkung von Frühkapitalismus und frühbürgerlichem Rationalismus gefasst, ohne dass bestritten wird, dass die Renaissance auch andere Merkmale aufweist. Wenn Alfred von Martin die Renaissance in ihrer Typizität analysieren will, dann versteht er das Typische im Sinne des Eigentlichen. Die *eigentliche* Renaissance ist die italienische, weil sie nur hier zu ihrer Vollendung findet, und dies schränkt er im Hinblick auf die Frührenaissance weiter auf die florentinische ein, weil auch nur hier der typische Stil in seiner Reinheit hervortritt.

Was ist von der Weimarer Historischen Soziologie geblieben? Volker Kruse (1994, 1999) ist der Ansicht, dass wesentliche Gehalte dieser Tradition auch in der späteren, angelsächsisch dominierten »New Historical Sociology« (vgl. Kap. III/5) aufgehoben wurden. Ja, mehr noch – nach Kruse (1999: 283ff.) ist das ältere Theorieprogramm wesentlich umfassender als das ihrer Nachfolger. Diesem Urteil kann man zustimmen, wenn man – wie Kruse – die Kontinuität zwischen Max Weber und der Weimarer Soziologie sehr hoch einschätzt und die Weimarer Soziologie gleichsam als eine Art Entfaltung des Weber'schen Programms ansieht. Denn auch für die Vertreter der jüngeren Historischen Soziologie stellt Weber sicherlich den noch längst nicht überwundenen Reverenz- und Referenzpunkt dar. Es ist wie bei dem Hase-und-Igel-Spiel: Weber ist wohl schon immer da gewesen! Aber es dürfen die Diskontinuitäten nicht übersehen werden. Dies gilt sowohl für das Verhältnis zu den Klassikern wie für die nachfolgenden Varianten Historischer Soziologie. Zwar kann das Forschungsprogramm der Weimarer Historischen Soziologie nach wie vor eine hohe Relevanz für sich beanspruchen, aber es ist ein singuläres Programm, welches in vielen Punkten von anderen Traditionen abweicht und weder eine unmittelbare noch eine mittelbare Nachfolge gefunden hat.

3. Figurationssoziologie

Obzwar die Historische Soziologie von Norbert Elias (1897-1990) ihre Wirkung als ›Antiprogramm‹ gegen eine ahistorische, strukturfunktionale Soziologie erst in den 1970er und 1980er Jahren entfalten konnte, gehört sie von ihren metatheoretischen Grundlagen her in den Diskussionszusammenhang der Weimarer Historischen Soziologie. Dies gilt nicht nur für das Hauptwerk von Elias über den »Prozeß der Zivilisation«, (1997) sondern auch für das einzigartige Werk über die höfische Gesellschaft (2002), welches, 1969 erstmals veröffentlicht, auf eine Habilitationsarbeit aus dem Jahre 1933 zurückgeht. Die höfische Gesellschaft stellt die letzte vorbürgerliche gesellschaftliche Figuration in Europa dar und wird von der industriell, städtisch und berufsbürgerlich geprägten ›modernen‹ Gesellschaft abgelöst. Elias untersucht die höfische Gesellschaft, um ein besseres Verständnis der bürgerlichen Gesellschaft zu erreichen, denn, so Elias (ebd.: 74), die »höfisch-aristokratische Gesellschaft [entwickelte] ein zivilisatorisches und kulturelles Gepräge, das in das der berufsbürgerlichen Gesellschaft teils als Erbe, teils als Gegenbild mit einging und, derart aufgehoben, weiterentwickelt wurde.« Auch hier trifft man also auf das typische Erkenntnisinteresse der Weber'schen und der Weimarer Historischen Soziologie, auf dem Wege der Rekonstruktion der historischen Genese die zeitgenössische Gesellschaft besser verstehen zu können.

Die höfische Gesellschaft wird unter *figurationssoziologischen* Gesichtspunkten untersucht. Nach Elias bilden menschliche Gesellschaften und Gemeinschaften soziale Figurationen als ein Geflecht von interdependenten, voneinander abhängigen Menschen. Die Figurationen der höfischen Gesellschaft als dem patrimonialen Herrschaftsapparat des Königs oder des hohen Adels werden von gänzlich anderen Handlungsprinzipien geleitet als die bürgerliche Gesellschaft. Dominant ist das Streben, überhaupt in diesen elitären Kreis aufgenommen zu werden und sich darin behaupten zu können. Die höfischen Menschen befanden sich in einem permanenten Wettstreit um ein knappes Gut, nämlich um Prestige und die Gunst des Königs, sahen sich permanenten Affären, Intrigen und Rangstreitigkeiten ausgesetzt, weil es für sie

keine Sekurität gab. Man musste in der Beobachtung von und Kommunikation mit anderen eine hohe Kunst ausbilden, um an subtilen Details die eigene Wertschätzung und die momentane Rangposition des Anderen einstufen zu können. Affekte mussten domestiziert werden, um keine Angriffsflächen zu bieten. Die höfische Gesellschaft wird von Elias als eine Figuration beschrieben, die den ganzen Menschen spezifischen Herrschaftspraktiken unterwarf. Besonders in diesem Punkt unterscheidet sie sich von der ihr nachfolgenden Figuration der bürgerlichen Gesellschaft. Die höfische Gesellschaft ist also von ganz anderen ›Mechanismen‹ durchdrungen als die bürgerliche.

Die Arbeiten von Elias und der »Figurationssoziologie« überhaupt (vgl. jüngst die monumentale Studie von Zwaan 2001) gehören zu den ambitioniertesten Werken der Historischen Soziologie. In ihrer theoretischen Fundierung und ihrem methodologischen Anspruch nehmen sie mit der Analyse von nachträglich so genannten Mechanismen und ihrem prozesslogischen Ansatz viele Punkte vorweg, die erst später in der Historischen Soziologie allgemein anerkannt werden (vgl. S. 70 und S. 89). Sie sind darüber hinaus auch exemplarisch für die Fruchtbarkeit, die die Zwischenposition der Historischen Soziologie zwischen Soziologie und Geschichtswissenschaften für beide Seiten mit sich bringen kann. Die Soziologie wird darauf verwiesen, dass sich viele ihrer Fragestellungen nur verfolgen lassen, wenn man der Frage nach dem »So-und-nicht-anders-geworden-Sein« der Phänomene nachgeht. Und die Geschichtswissenschaften werden von Elias ermahnt, dass es auch andere historische Fragestellungen gibt als die nach dem Einmaligen oder Konkreten (vgl. insbesondere die einleitenden Ausführungen über »Soziologie und Geschichtswissenschaft« in Elias 2002).

4. Historische Soziologie als Evolutionstheorie

In der amerikanischen Soziologie nahm zur gleichen Zeit die Historische Soziologie schon früh eine szientifische Gestalt an. Sie verstand sich als *nomothetisches* Programm mit universalgeschichtlichen Ambitionen, die ihre Ursprünge in der Schotti-

schen Moralphilosophie, in der Kulturgeschichte, in der Anthropologie und in evolutionstheoretischen Soziologien des 19. Jahrhunderts sah (vgl. Barnes 1948; Stern 1959). Die Historische Soziologie wird hier als Kontrastprogramm gegen die unscientifischen Geschichtswissenschaften verstanden. In ihrem Mittelpunkt stehen die klassischen Fragen vordarwinistischer, also insbesondere lamarckistischer Evolutionstheorie nach den *notwendigen* Entwicklungsschritten von Gesellschaften – Fragen, die nicht nur keine Antworten gefunden haben, sondern heutzutage als unwissenschaftlich zurückgewiesen werden. Wie Lamarck (1744-1829) die biologische Evolution als eine kontinuierliche Stufenleiter von unvollkommenen zu vollkommenen Organismen begriff, so konzipierte die evolutionstheoretische Soziologie unter dem starken Einfluss von Auguste Comte (1798-1857) oder Herbert Spencer (1820-1903) die Entwicklung der menschlichen Gesellschaften als eine notwendige und kontinuierliche Entwicklungslinie von ›primitiven‹ zu ›modernen‹ Gesellschaften. Diese Form Historischer Soziologie wird spätestens in den 1950er Jahren ›abgewickelt‹. Sie findet keine Nachfolge, sondern sorgt auf Jahre hinaus nicht nur für eine schlechte Reputation, sondern auch dafür, dass die Soziologie sich überhaupt von historischen Problemstellungen zurückzieht. Symptomatisch ist etwa die Forderung von Talcott Parsons (1902-1979) nach einem »second best way« der Soziologie (vgl. Parsons/Shils 1951: 6): Bevor man Fragen des historisch-sozialen Wandels klären könne, müsse die Soziologie zunächst darüber befinden, was sich überhaupt wandeln kann – eine wohlbegründete, aber oft unverstandene Strategie, die Parsons den Vorwurf des ›ahistorischen Strukturfunktionalismus‹ eintrug. Parsons selbst wird sich erst in den 1970er Jahren mit Fragen des sozialen Wandels auseinander setzen.

Eine zweite Kritiklinie wird von Soziologen wie Robert Nisbet (1969, 1970) eröffnet, die der Soziologie den Abschied von jedem szientifizierten Programm historischer Forschung nahe legen. Er fordert die Untersuchung *spezifischer* historischer Phänomene statt der Spekulation über *abstrakte* evolutionäre Entwicklungsverläufe. Die Theorien sozialen Wandels sind Nisbet zufolge durch sozialgeschichtliche Untersuchungen zu ersetzen. Denn Theorien sozialen Wandels unterstellen evolutionistisch die Natürlichkeit,

Zwangsläufigkeit und die Gerichtetheit von Wandel sowie die Endogenität, Permanenz und schließlich die Kausalität von Wandlungsprozessen. Und dies sind Merkmale, die mit der menschlichen Geschichte nicht vereinbar seien. Damit bereitet Nisbet mit Werner J. Cahnman (1976) oder den ›Weberianern‹ um Reinhard Bendix (1977, 1978) und Guenther Roth (1975) und gegen den Protest aus dem ›evolutionistischen Lager‹ (vgl. Lenski 1976) den Boden für die ›new history‹ in der Soziologie.

5. »The New Historical Sociology«

In den 1970er und 1980er Jahren erlebt die Historische Soziologie eine Renaissance. Randall Collins (1986) spricht vom ›goldenen Zeitalter‹, Craig Calhoun (1997) von der ›Domestizierung‹ der Historischen Soziologie und Garry G. Hamilton (1987) prägt in Abgrenzung von der alten Historischen Soziologie die Formel von der »New History«, die den Status eines zentralen Forschungsfeldes der Soziologie annimmt. Kennzeichnend für viele ihrer unterschiedlichen Ansätze sind aber auch eine intrasozio-logische Abkehr von dem Prinzip universaler Theoriebildung, wie es noch für die parsonianisch dominierte Soziologie, für die Modernisierungstheorie wie auch für marxistische Ansätze charakteristisch ist. Weitere Merkmale sind eine grundlegend komparative Ausrichtung sowie ein strukturaler, makrosoziologischer Ansatz. Theda Skocpol (1984b: 4) bringt dieses Programm auf den Punkt, indem sie Historische Soziologie als »research devoted to understanding the nature and effects of large-scale structures and fundamental processes of change« definiert.

Die Leitvorstellungen dieser Phase der Historischen Soziologie können in verschiedenen Postulaten zusammengefasst werden (vgl. Smith 1991; Spohn 1996): Neben dem *Historizitätspostulat* (vergangene Ereignisse sind kausal konstitutiv für gegenwärtige und zukünftige Ereignisse und Entwicklungen) wird das Postulat von der *wissenschaftslogischen Einheit* von Soziologie und Geschichtswissenschaften vertreten, der sich aus ihrem gemeinsamen Gegenstand ergibt: die zeit- und raumbundene soziale Wirklichkeit. Dementsprechend kann trotz aller gewachsenen

Differenzen und jenseits der methodologischen Selbstbeschreibungen von einer wissenschaftslogischen Zusammengehörigkeit ausgegangen werden. Es wird vielfach eine Historisierung der Soziologie und eine Soziologisierung der Geschichtswissenschaften gefordert. Eine nicht allseits anerkannte oder theoretisch eingelöste Forderung besteht darin, Mikro- und Makrosoziologie stärker miteinander zu verbinden. Sie wird mit unterschiedlicher Konsequenz vertreten und ist typisch für die angelsächsische Variante (vgl. Abrams 1971, 1982), weniger hingegen für die nach wie vor sehr struktural argumentierende Soziologie von Theda Skocpol, Barrington Moore oder Immanuel Wallerstein. Hier unterscheiden sich der englische und der amerikanische Weg in die »New Historical Sociology« erheblich.

Politische Transformationen

Auch Charles Tilly (geb. 1929) schließt sich der Forderung nach einer mikrosozialen Handlungs- und Ereignisebene und einer makrosozialen Strukturebene an. Er ist ein Schüler von George C. Homans (1910-1989), was nur diejenigen überrascht, die nicht wissen, dass Homans nicht nur maßgeblicher Protagonist einer behavioristisch orientierten Soziologie war, der als solcher geschichtliche Entwicklungen als weitreichende Akkumulationen von positiven Verstärkungen betrachtete, sondern auch ein wichtiger Historiker vornehmlich des mittelalterlichen Englands (vgl. Homans 1941). Aber im Unterschied zu Tilly beharrte Homans auf einer strikten Trennung von Geschichtswissenschaft und Soziologie, von historischer Entwicklung und der Erklärung von kausalen Mechanismen. Im Zentrum von Tillys historischer Soziologie stehen Prozesse der Staatsbildung, Nationalbewegungen, soziale Konflikte, kollektive Protestbewegungen und Revolutionen. Tilly bedient sich des historischen Vergleichs, um spezifische Regelmäßigkeiten historischer Phänomene zu identifizieren und zu analysieren. Die Vergleichstechnik muss jedoch der Historizität der historischen Phänomene gerecht werden. Seine Historische Soziologie stellt eine Alternative zu atemporalen Theorien sozialen Wandels dar. Er befürwortet die Entwicklung einer »historically grounded analysis of big structures and large proces-

ses as alternatives to the timeless, placeless models of social organization and social change that came to us with the nineteenth-century heritage« (1984: 2). Der fundamentale Irrtum dieser zu überwindenden Soziologie sozialen Wandels bestehe darin, historische Phänomene zu atemporalisieren, sie ihrer historischen Gestalt zu entkleiden und als abstrakte Vergleichseinheiten zu reifizieren. Tilly setzt die Methode der »encompassing comparison« ein, um die Reduktion der historischen Phänomene auf Fälle mit wenigen abstrakten Variablen zu verhindern. »Encompassing comparison« heißt, dass der historische Kontext der Fälle gewahrt und die Individualität und Variabilität der Fälle im Vergleich herausgearbeitet werden sollte. Es handelt sich also um eine Form des individualisierenden Vergleichs. Diese Vergleiche »select locations within a structure or process and explain similarities or differences among those locations as consequences of their relationships to the whole« (ebd.: 123). Dabei beruht »das Ganze«, welches Tilly hier anspricht, nicht auf gesellschaftlichen Einheiten, sondern transgesellschaftlichen Prozessen wie den beiden dominanten Prozessen der Moderne, nämlich der Ausbildung von Nationalstaaten auf der einen, der Genese eines weltweiten kapitalistischen Systems auf der anderen Seite. In den vergangenen Jahren tritt in den Arbeiten von Tilly an die Stelle der vergleichenden Suche nach Ähnlichkeiten und Unterschieden zwischen historischen Phänomenen mehr und mehr die Analyse von sozialen Prozessen. Er ist damit zu einem der entschiedensten Befürworter der »narrativen«, temporalen Orientierung in der Historischen Soziologie geworden. Davon zeugen zahlreiche Arbeiten vor allem auf dem Gebiet der Untersuchung von politischen Prozessen.

Typisch für die Fragestellungen der Historischen Soziologie dieser Jahre sind auch die Arbeiten von Jack Goldstone (1991): Welche Faktoren führen zum Niedergang von Staaten? Revolutionen treten nach Goldstone mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit dann auf, wenn in einer Gesellschaft gleichzeitig drei Probleme entstehen: eine Krise der Staatsfinanzen, ein Wettbewerb in und zwischen Eliten um soziale Positionen, und drittens ein hohes Potential der Mobilisierung von Massen aufgrund bestimmter Belastungen oder sozialer Konstellationen. Es seien

insbesondere demographische Faktoren, die solche Bedingungskonstellationen evozieren, denn die Größe der Bevölkerung unterliegt einer Dynamik, die bestimmte ökologische Ursachen hat. Die Bevölkerungsentwicklung wiederum hat ökonomische Konsequenzen (Ernährungssituation, Preisentwicklung, Realeinkommen, Steueraufkommen), auf die die staatlichen Institutionen reagieren müssen. Es komme zu einem Missverhältnis zwischen der ökologischen Situation und den Institutionen, was zu staatlichen Krisen, zum Niedergang des Staates und womöglich zu Revolutionen führe. Goldstone untersucht die Zeitspanne von 1500 bis 1850 und nicht nur westliche, sondern auch asiatische Staaten. Seine These über die Entstehung von Revolutionen sagt aus, dass Staatskrisen und -zusammenbrüche in zwei Wellen auftreten. Die erste der beiden Wellen erlebt ihren Höhepunkt in der Mitte des 17. Jahrhunderts, die zweite in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Zwischen diesen beiden Phasen lag ein Zeitraum relativer Stabilität, der etwa von 1660 bis 1760 währte. Dieser fällt mit den beiden letzten Dritteln der von Braudel und Wallerstein als ›langes 17. Jahrhundert‹ beschriebenen Zeit zwischen 1600 und 1750 zusammen, in der sich das moderne Weltsystem konsolidierte.

In seiner klassischen Studie über »Social Origins of Dictatorship and Democracy. Lord and Peasant in the Making of the Modern World« (Moore 1967) knüpft Barrington Moore (geb. 1913) in einer von Parsons und Paul F. Lazarsfeld (1901-1976) beherrschten Soziologie an die Traditionen der großen klassischen Soziologie und Sozialgeschichte an, insbesondere an Max Weber und Otto Hintze (1861-1940). In seiner Studie untersucht er die verschiedenen historischen Pfade der politischen Modernisierung, die Entwicklung zu demokratischen oder diktatorischen Staaten, die kennzeichnend für die politischen Systeme der Moderne sind. Sein Ziel liegt darin, »die unterschiedlichen politischen Rollen zu erklären, die die grundbesitzenden Oberklassen und die Bauernschaft bei der Umwandlung von Agrargesellschaften [...] in moderne Industriegesellschaften spielten. Etwas genauer ausgedrückt, ist es ein Versuch, die historischen Bedingungen herauszufinden, unter denen diese beiden Gruppen der Landbevölkerung, oder eine von ihnen, zu mächtigen Antriebs-

kräften bei der Entstehung der westlichen parlamentarischen Demokratie, oder aber der Diktaturen der Rechten und Linken, das heißt der faschistischen und der kommunistischen Regime wurden« (Moore 1969: 9).

Moore untersucht verschiedene Länder (Frankreich, England, Deutschland, Russland, USA, China, Japan, Indien), die sich entweder zu parlamentarischen Demokratien oder zu kommunistischen oder faschistischen Diktaturen entwickelt haben. Er vergleicht deren politische Entwicklungen seit dem 16. Jahrhundert, um die Umstände zu identifizieren, welche die Unterschiede der politischen Entwicklung erklären könnten. Die Schlüsselrolle nimmt dabei die Stände- und Klassenstruktur ein, die die Gesellschaften vor diesen Modernisierungsprozessen aufwiesen. In diesen agrarisch geprägten Gesellschaften können unterschiedliche Reaktionsweisen von entscheidenden gesellschaftlichen Gruppen auf die vor allem durch die Kommerzialisierung der Landwirtschaft gekennzeichnete ökonomische Modernisierung festgestellt werden. Es sind insbesondere zwei zentrale Variablen, die Moore seiner vergleichenden Untersuchung zugrunde legt. *Erstens* geht es um die Beziehungen der Grundbesitzer zur herrschenden politischen Klasse, zur Monarchie, bzw. zu den staatlichen Zentralorganen: Stehen sie zu diesen in Opposition oder sind sie Verbündete der politisch herrschenden Klasse? Und *zweitens* geht es um die Reaktionen der Grundbesitzer auf die marktförmige Durchdringung ihrer Produktion: Wie stehen die Grundbesitzer zur kapitalistischen Durchdringung der ländlichen Gesellschaft und der Agrarproduktion? In welchem Verhältnis stehen sie zu Klassen, die diesen Prozess unterstützen?

Von diesen beiden Fragen hängt es nach Moore ab, wie die Grundbesitzer sich zu den unteren Klassen und Schichten der Gesellschaft verhalten. Ob es hier zu Interessenkoalitionen kommt oder nicht, ist wiederum maßgeblich dafür verantwortlich, ob die jeweiligen Staaten diktatorische oder demokratische Modernisierungspfade verfolgen. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass sich verschiedene prototypische Pfade differenzieren lassen. Der »kapitalistisch-demokratische« Weg der bürgerlichen Revolution mit den Hauptprotagonisten England (1688), Frankreich (1789) und USA (Bürgerkrieg zwischen Nord- und Südstaat

ten) führt zu parlamentarischen Demokratien. Maßgeblich für diesen Weg sind nach Moore unter anderen die Faktoren, ob *erstens* die Entwicklung eines politischen Gleichgewichts zwischen den verschiedenen Klassen möglich ist, um eine zu starke Zentralgewalt oder eine zu starke grundbesitzende Aristokratie zu verhindern, und ob *zweitens* der Ausbau einer kommerziellen Landwirtschaft von Seiten der Bauern oder der grundbesitzenden Aristokratie erfolgt, die auf den bürgerlich-städtischen Markt ausgerichtet ist und die Aufrechterhaltung patriarchaler Strukturen auf dem Land verhindert. *Drittens* sei von Bedeutung, ob eine Koalition zwischen Aristokratie und Bürgertum gegen Bauern und Arbeiter verhindert werden kann. Diesen Ländern ist gemeinsam, dass sie eine »bürgerliche Revolution« erlebt haben. Darunter versteht Moore nicht eine Revolution des Bürgertums, sondern eine Form der ökonomischen Produktion in kapitalistisch orientierten Unternehmen. Die englische *Gentry*, die französischen Großbauern und die amerikanischen Farmer sind Beispiele für die Entstehung einer gesellschaftlichen Gruppe mit unabhängiger wirtschaftlicher Basis, die einer demokratischen Spielform der kapitalistischen Transformation den Weg ebneten.

Der »autoritäre Weg« der Modernisierung stellt den zweiten Pfad dar. Er mündet im 20. Jahrhundert in faschistische bzw. nationalsozialistische Diktaturen (in Preußen bzw. Deutschland und Japan). Die Modernisierung erfolgt durch eine Revolution von oben und stellt den Versuch einer herrschenden Oberschicht dar, die ökonomische wie die politisch-administrative Modernisierung mit einer möglichst geringen Veränderung der Sozialstruktur durchzuführen. Der dritte Entwicklungspfad ist derjenige der »Bauernrevolutionen« (Russland und China). Dieser Transformationsprozess wird ausgelöst durch das Verhalten der Oberschichten, die die Existenzmöglichkeiten und die Rechte der Bauern minimieren und Bauernaufstände niederschlagen. Sie installieren bürokratische Regime, die die Entwicklung eines Bürgertums behindern. Erst mit der Verbündung von neuen städtischen Eliten und Bauern wird eine politische Transformation und eine daraus folgende Revolution von oben in Gang gesetzt. Dabei kommt es zu Bauernrevolutionen wie in Russland und China und im Unterschied etwa zu Indien nur dort, wo die Bauernschaft nicht in

Formen einer strikten rechtlichen, kulturellen oder religiösen Sozialintegration eingebunden ist.

Der norwegische Sozialwissenschaftler Stein Rokkan (1921-1979) verfolgte ein komparativ-makrosoziologisches Forschungsprogramm, welches sich mit den unterschiedlich verlaufenden Entwicklungspfaden der Demokratisierung, der Nationalstaatsbildung, der territorialen Strukturierung und Staatenbildung in Europa befasst (vgl. Rokkan 2000). In einer gewissen Weise stellt es ein Gegenprogramm zu Barrington Moores Arbeiten dar, denn während dieser die Relationen zwischen sozialstrukturellen Klassen in den Vordergrund rückte, orientiert sich Rokkan stärker an Mustern der Differenzierung und Integration von politischen Systemen. Rokkans vornehmliches Interesse gilt der Frage nach den Strukturmustern westeuropäischer Demokratien seit dem 19. Jahrhundert (vgl. Flora 2000). Wie ist es zu erklären, dass die Mitgliedschaft in politischen Systemen sehr stark von kulturellen Definitionsmerkmalen abhängt? Wie kann man erklären, dass der Territorialstaat andere Typen politischer Organisation verdrängt? Warum entstanden überall in Europa Formen politischer Massenbeteiligung? Und wie ist es zu erklären, dass diese Prozesse in den europäischen Ländern unterschiedlichen Entwicklungspfaden folgten? In seinen Analysen nimmt Rokkan dabei Fragen und Antworten vorweg, die erst in den 1990er Jahren verstärkt in den Mittelpunkt rücken, beispielsweise die Relevanz des Timings von Prozessen, welches zu unterschiedlichen Trajektorien führen kann (vgl. Kap. V/3). Man kann dies am Beispiel der Institutionalisierung von Demokratisierungsprozessen exemplarisch nachvollziehen. Demokratisierungen stoßen nach Rokkan auf vier Schwellen oder Schleusen (»locks«), die passiert werden müssen (vgl. ebd.: 40f.): Innerhalb eines politischen Systems muss die Oppositionstätigkeit zugelassen werden (*Legitimation*), es müssen Wahlbeteiligungen ermöglicht werden (*Inkorporation*), der Zugang zum Parlament muss eröffnet werden (*Repräsentation*) und schließlich muss die Möglichkeit der Regierungsbeteiligung eingeräumt werden (*Exekutivgewalt*). In den europäischen Staaten sind singuläre, historisch gewachsene Strukturen dafür verantwortlich, wie und in welcher Reihenfolge diese vier Schwellen oder Hindernisse genommen werden können. Für die

Schwelle der Inkorporation sind beispielsweise historisch gewachsene Differenzierungsmuster von Zentrum und Peripherie verantwortlich. Die Inkorporation, also die Angleichung und Ausdehnung von politischen Rechten (aktives und passives Wahlrecht), kann in einer kontinuierlichen Progression oder mit Rückschritten erfolgen, sie kann plötzlich oder schrittweise und im Vergleich zu anderen Prozessen spät oder früh eingeführt werden. Diese Modi der Inkorporation bringt Rokkan nun mit Hypothesen über Differenzierungsmuster von Zentrum und Peripherie zusammen. Dabei geht er davon aus, dass die Inkorporation um so langsamer erfolgte, je stärker sich historisch in den Ländern politische Zentren herausgebildet haben. Eine andere These besagt, dass die Plötzlichkeit des Prozesses der Wahlrechtserweiterung von dem Status des Landes in der Hierarchie der europäischen Staaten abhängt. Je höher dieser Status, um so abrupter die Ausdehnung des Wahlrechts.

Allein an dieser einen Frage lässt sich schon ersehen, welche Komplexität das Forschungsprogramm von Rokkan im Laufe der Zeit angenommen hat. Der Weg dieses Forschungsprogramms ist exemplarisch für die Historische Soziologie. Ausgehend von einer fruchtbaren Fragestellung (Weshalb sind trotz aller gemeinsamer Modernisierungsprozesse die politischen Entwicklungspfade der europäischen Länder so unterschiedlich?) und einer ersten theoretischen Leitunterscheidung (Rokkan geht von Parsons und von Albert Hirschman 1970 aus) wird das Forschungsprogramm einerseits immer mehr in die historische Dimension gezwungen, um Modellbildungen vornehmen zu können, und andererseits immer stärker in die Verfeinerung der Modelldimension, um die historischen Singularitäten aufnehmen zu können. Denn beides ist typisch nicht nur für Rokkan, sondern für viele andere Historische Soziologen: Die analytische und die theoretische Ebene, die empirische Untersuchung der historischen Gegebenheiten und die meist in Form von Modellen niedergelegte theoretische Ebene befruchten sich wechselseitig.

Kulturen der Achsenzeit

Von einer singulären Gestalt sind die soziohistorischen Untersuchungen von Shmuel N. Eisenstadt (geb. 1923). Er steht (wie Stein Rokkan, mit dem er zeitweise eng zusammenarbeitete) »mit einem Fuß« in der Tradition der parsonianischen Soziologie, in der er neben Neil J. Smelser (1958, 1974) am stärksten das Programm einer Historischen Soziologie verfolgt; »mit dem anderen Fuß« steht er in der Tradition der religionssoziologischen Untersuchungen Webers. In seinen Analysen über die Entstehung von antiken Hochkulturen, »Kulturen der Achsenzeit« genannt, geht Eisenstadt (1979, 1987, 1992) der Frage nach, wie sich Weltzivilisationen transformieren. Mit »Kulturen der Achsenzeit« sind diejenigen Kulturen gemeint, die im ersten vorchristlichen Jahrtausend in sich eine prinzipielle Spannung zwischen weltlicher und transzendenter Ordnung erzeugten. Die Etablierung einer fundamentalen Differenz zwischen der irdischen und der transzendenten Sphäre ist in sozialer Hinsicht damit verbunden, dass die Gesellschaften in einer neuen Weise hierarchisch strukturiert werden. Es kommt zu einer Durchsetzung *stratifikatorischer Differenzierung*. Es bilden sich neue Eliten, vornehmlich in Gestalt von Intellektuellen und Klerikern, die für die Einhaltung und Interpretation dieser Differenz zuständig sind. Trotz dieser Gemeinsamkeiten unterscheiden sich die Formen, in denen sich die Transformation von voraxialen zu axialen Kulturen vollzieht, enorm. Instruktiv ist ein Vergleich zwischen dem antiken Griechenland und dem alten Israel. Beide Gesellschaften lösen die Differenz zwischen dem Weltlichen und dem Transzendenten in einer diametralen Weise auf. Im alten Israel verschiebt sich das Gewicht zugunsten der transzendenten Ordnung. Es bildet sich eine monotheistische Religion heraus, für die die Vorstellung eines Vertragsverhältnisses zwischen Gott und dem Volk Israels zentral ist. Die transzendente Ordnung wird einer Rationalisierung unterworfen. Die religiös-politische Identität weist sowohl universalistische wie exklusive Eigenschaften auf. Eine sich entwickelnde Priesterschicht überwindet die ältere Stammesorganisation und bildet ein allgemeines kulturelles Zentrum. Demgegenüber wird im antiken Griechenland die weltliche Sphäre ra-

tionalisiert. Es bilden sich Philosophie und (Proto-)Wissenschaften heraus. Die Stammesgesellschaft wird überwunden durch eine starke soziale und politische Orientierung an Verbänden. In den nichtmonotheistischen, hinduistischen bzw. buddhistischen und konfuzianischen Gesellschaften Asiens werden hingegen die Spannungen zwischen der weltlichen und der außerweltlichen Sphäre in anderer Weise gelöst. Im Hinduismus und später im Buddhismus setzt sich eine außerordentlich starke Jenseits-Orientierung durch, im Konfuzianismus hingegen eine Diesseits-Orientierung, die im Diesseits eine Übereinstimmung mit der jenseitigen Ordnung herstellen will. Andere Kulturen hingegen sind nicht »achsenzeitlicher« Natur. Ein berühmtes Beispiel ist das antike Japan, welches keinen Gegensatz zwischen weltlicher und transzendenter Ordnung aufweist.

Eisenstadt unterscheidet dabei verschiedene Formen sozialen Wandels als eines langfristigen historischen Prozesses (vgl. Vester 1995). Das wesentliche Kriterium dieser Unterscheidung besteht in der Frage, ob es Gesellschaften gelingt, Transformationsprozesse strukturübergreifend zu institutionalisieren. Bei einem »noncoalescent change« einer Gesellschaft sind die verschiedenen Wandlungsprozesse nicht integriert, was eine Institutionalisierung des Wandels verunmöglicht. Das Gegenteil stellt der »coalescent change« dar, in welchem die verschiedenen Teilprozesse sich strukturübergreifend vollziehen und daher auch in der Lage sind, sich wechselseitig zu dynamisieren und somit zu einer Institutionalisierung des Wandels beizutragen. Eine mittlere Position nimmt der »partially coalescent change« ein, bei dem nur eine kurzfristige Institutionalisierung gelingt.

Weltsystemanalyse

Als »große Ausnahme« von der komparativ vorgehenden Historischen Soziologie kann neben der breit angelegten Untersuchung über die Geschichte der Macht von Michael Mann (1986, 1993) die »Weltsystemanalyse« gelten. Die Weltsystemanalyse, die mit Samir Amin und Andre Gunder Frank, insbesondere aber mit Immanuel Wallerstein (geb. 1930) verbunden ist, stellt einen der Ansätze Historischer Soziologie dar, deren Einfluss und Bedeu-

tung weit über die Grenzen der Soziologie hinausragt. Sie befasst sich mit der Analyse von historischen Systemen (vgl. Wallerstein 1974, 1980, 1989). In einem jüngeren Aufsatz stellt Wallerstein (2001) wesentliche Etappen dieses Ansatzes dar. Er erwächst aus der Kritik an der komparativen Soziologie und der Modernisierungstheorie. Komparative Analysen, die sich auf die Grundeinheiten verschiedener Gesellschaften, Staaten oder Ökonomien beziehen und diese als autochtone Einheiten konzeptualisieren, haben nach Wallerstein einen entscheidenden Nachteil: Sie bekommen nicht das Beziehungssystem zwischen diesen Einheiten in den Blick. Sie supponieren eine Unabhängigkeit dieser Einheiten, die so nicht gegeben war und nicht gegeben ist. Nicht einzelne Gesellschaften oder Staaten, sondern historisch gewachsene Weltsysteme – die von Wallerstein in Abhängigkeit von der dominanten Form des ökonomischen Handelns in »Welt-Reiche« und »Welt-Wirtschaften« unterschieden werden – stellen die politisch und kulturell, aber in erster Linie ökonomisch dominierten Untersuchungseinheiten dar. Dabei bezieht sich Wallerstein auf das große Werk von Fernand Braudel (1949) über »La Méditerranée«, in welcher die Welt des Mittelmeeres im 16. Jahrhundert in ihren verschiedenen Dimensionen und in ihren verschiedenen Strukturebenen untersucht wird. Mit Braudel (vgl. auch Kap. II/2) versteht Wallerstein Weltsysteme nicht nur als weitgespannte räumliche Gebilde, sondern in erster Linie als zeitliche Systeme, und zwar solche der *longue durée*: Historische Systeme sind Systeme der langen Dauer. Die prozessualen Entwicklungen von Systemen pendeln zwischen Gleichgewichtszuständen und Ungleichgewichts- bzw. Krisenzuständen, in denen sich ein System weit ab vom Gleichgewicht befindet, aber verschiedene Wege einschlagen kann (*Bifurkationen*), um zu einem neuen Gleichgewicht zurückzukehren. Weltsysteme weisen also eigene *Trajektorien*, eigene Entwicklungsverläufe auf. In einer jüngeren Untersuchung wird die Trajektorie des Weltsystems im Zeitraum von 1945 bis heute beschrieben (vgl. Hopkins 1996). Dabei wird aufgezeigt, dass das Weltsystem bis 1990 verschiedene Gleichgewichtszustände durchlief. Diese Periode mündete in den Jahren um 1990 in eine Bifurkation, die nach neuen weltsystemischen Gleichgewichtszuständen ruft.

Die Weltsystemanalyse befasst sich in erster Linie mit dem modernen, kapitalistisch verfassten Weltsystem, wie es sich seit dem 16. Jahrhundert, ausgehend von Europa, in der ganzen Welt ausgebreitet hat. Zentraler Fokus ist das Weltsystem der inter- und intragesellschaftlichen ökonomischen Arbeitsteilungen und Kapitalbildungen und die daraus ableitbaren Differenzierungen in ökonomisch-politische Zentren, Semiperipherien und Peripherien. Die Entwicklungen im Weltsystem unterliegen bestimmten Rhythmen und Zyklen (vgl. Chase-Dunn 2001: 600). Dazu gehören der ökonomische Zyklus der Kondratieffschen Wellen (vgl. Spree 1991) und eine Oszillation zwischen einem politisch entkoppelten und politisch dominierten Welthandel. Daneben sieht die Weltsystemanalyse den historischen Verlauf auch durch allgemeine, säkulare Trends geprägt. Zu solchen langfristigen Entwicklungstendenzen gehören die stetige Expansion des Weltsystems nach außen wie nach innen, die stetige Kommodifizierung von Gütern, Dienstleistungen und zwischenmenschlichen Beziehungen und deren Ein- und Unterordnung in den Kapitalverkehr sowie die Rationalisierung und Mechanisierung von Produktionsprozessen.

Systemtheorie und evolutionäre Mechanismen

In diesem Kontext muss auch die »Systemtheorie« Niklas Luhmanns (1927-1998) erwähnt werden. Von vielen (z.B. Hauck 1999) fälschlicherweise als evolutionstheoretischer Atavismus gebrandmarkt, konzipiert sie bei näherer Betrachtung die »Evolutionstheorie« programmatisch als eine Historische Soziologie. Diese nimmt radikalen Abschied von älteren Evolutions- oder Stadientheorien und stellt sie – unter dem starken Einfluss von Donald T. Campbell (1965) – auf eine »Theorie der evolutionären Mechanismen« um, mit deren Hilfe der soziohistorische Wandel analysiert werden soll. In den programmatischen Schriften der 1970er Jahre (Luhmann 1975a, 1975b) geht Luhmann aber weit über diesen Schritt hinaus. Er entwirft ein theoretisches Programm, welches für die Historische Soziologie auch heute noch eine große Herausforderung darstellt. Um nur wenige wichtige Punkte zu nennen: Er nimmt die Pfadanalysen von sozialen Pro-

zessen vorweg, ebenso die »Theorie der Mechanismen« (in seiner Forderung, nicht-kontinuierliche Prozesse zu untersuchen) und eine Soziologie, die auf Ereignissen bzw. Operationen als ihrer Elementarkategorie basiert. In methodologischer Hinsicht formuliert er das Konzept der Kontingenzkausalität und er entwirft – in den Spuren von Nisbet (1969) – einen soziologischen Begriff von Geschichte (vgl. hierzu Schützeichel 2003: Kap. 4). Zentral für dieses Konzept ist die Mehrfachmodalisierung der Zeit, die erst ›Geschichte‹ als realen Prozess wie als Selbstbeschreibung ermöglicht. Und schließlich arbeitet er eine überaus ambitionierte Historische Soziologie des Wissens in Gestalt der Studien zur historischen Semantik aus (vgl. Luhmann 1980-1995). Dennoch: Viele der programmatischen Entwürfe werden von der soziologischen Systemtheorie – oder gar Historischen Soziologen – nicht in die konkrete Forschungspraxis überführt.

Die Evolutionstheorie stellt nach Luhmann eine »Theorie des geschichtlich-einmaligen Aufbaus von Systemen« (Luhmann 1997: 416) dar, zu deren Annahmen der Verzicht auf makrokausale Gesetzmäßigkeiten gehört. Evolution generiert Geschichte durch die Rekursivität von Verfahren und Mechanismen – auf die Ergebnisse von geschichtlichen Prozessen, die durch bestimmte Mechanismen hervorgerufen werden, werden wiederum die selben Mechanismen angewendet. Die zentrale Aufgabe der Evolutionstheorie besteht somit darin, die evolutionären Mechanismen zu identifizieren, mit Hilfe derer die soziokulturelle Evolution stattfindet. Nach Luhmann handelt es sich dabei um die Mechanismen der *Variation*, der *Selektion* und der *Stabilisierung*. Die zentrale Aufgabe der Systemtheorie als einer Historischen Soziologie aber besteht darin, diese Mechanismen fruchtbar zu machen für die Analyse von soziohistorischen Prozessen. Diese Aufgabe wird von der Systemtheorie in Kooperation mit einer »Theorie sozialer Kommunikation« in Angriff genommen. Soziale Systeme werden als Kommunikationssysteme konzipiert, die Geschichte dann generieren, wenn die Variation von Kommunikationsangeboten die Frage aufwirft, ob diese Variation für spätere Kommunikation zur Verfügung stehen soll, ob sie also selektiert wird, und dies nun zu dem Problem führt, ob eine solche Selektion auch im Rahmen anderer Systeme aufrechterhalten und sta-

bilisiert werden kann. Man sieht – es handelt sich um eine hoch-abstrakte Theorie, der es darum geht, den ›Betrieb der Geschichte‹ mit analytischen Mitteln zu erfassen, und nicht darum, mit den geschichtswissenschaftlichen Untersuchungen zu konkurrieren: »Entsprechend kann die Theorie gesellschaftlicher Evolution keine Theorie sein, die es sich vornimmt, den Verlauf der Geschichte oder auch nur bestimmte Ereignisse kausal zu erklären. Die Zielvorstellung ist nur, ein theoretisches Schema für historische Untersuchungen bereitzustellen, das unter günstigen Umständen zur Einschränkung der möglicherweise kausal relevanten Ursachen führen kann« (ebd.: 570).

6. »Eventful Sociology«, Narrationen und mikrosoziologische Begründungen

Die Entwicklung in den 1990er Jahren ist vielfältig. Die Forderung nach einer mikrosoziologischen Grundlegung der Historischen Soziologie wird jetzt nicht nur proklamiert, sondern es wird versucht, sie auch methodisch und theoretisch einzulösen. An ihre Seite tritt aber eine weitere Forderung, die mittlerweile die Debatte ebenso entschieden prägt. Während man sich in den 1980er Jahren darauf verständigen konnte, dass ›History matters‹, wird nun wesentlich konsequenter danach gefragt, wie das denn möglich ist. Es kommt die große Zeit der ›Narrationen‹ in ihren vielfältigen Ausprägungen; eine »eventful sociology« (Sewell 1996b) wird proklamiert. Neben der mikrosoziologischen und der temporalen Grundlegung leben aber zudem die alten Konflikte wieder vehement auf: Wie kann man soziologisch-historisch erklären? Wie sollte die Historische Soziologie methodisch vorgehen? Ist der idiographische, der nomologische oder der induktive Weg der richtige? Auch thematisch kommt es in diesen Jahren zu einer enormen Ausdehnung und Pluralisierung. Nicht mehr nur politische oder sozialstrukturelle Themen werden bearbeitet, sondern auch mikrosoziologische und kulturelle im weitesten Sinne des Wortes.

Auch die Netzwerktheorie entdeckt die Historische Soziologie (siehe den Überblick von Gould 2003) und beweist die Frucht-

barkeit ihres analytischen Instrumentariums an zahlreichen Gegenständen, z.B. (und um nur diese zu nennen) der Pariser Kommune (Gould 1995), den Medici (Padgett/Ansell 1993), der dörflichen Struktur des ottomanischen Reiches (Barkey/Van Rossem 1997) oder dem Wandel der ländlichen Sozialstruktur im frühneuzeitlichen England (Bearman 1993). In diesen Studien wird deutlich, dass auch hier verschiedene Strömungen miteinander konkurrieren – puristischen Ansätzen, die nur mit Daten arbeiten, die auf dem Level von Individuen beruhen, stehen Ansätze gegenüber, die auf höher aggregierten sozialen Einheiten basieren.

Der Einfluss des Werkes von Michel Foucault (1926-1984) auf die neuere Historische Soziologie ist erheblich. Er vollzieht sich aber eher ›subkutan‹ als in expliziten Referenzen und drückt sich durch die veränderte Themenwahl aus. Foucaults Untersuchungen über Macht und Disziplin, Wissen und Wissenschaft, Medizin und Sexualität oder die Gouvernementalität beeinflussen zahlreiche Nachfolgestudien (vgl. Dean 1994). Dazu gehört das Erstarken kultursoziologischer Fragestellungen und ›diskursanalytischer‹ Untersuchungen. Von größerer Bedeutung ist aber, dass Foucault manche der Metaerzählungen der Historischen Soziologie ebenso ins Wanken bringt wie die präsentistische Perspektive, die historische Entwicklungen von der Jetztzeit her beurteilt und sich damit den historisierenden Blick auf alternative, auch anders mögliche Wege verschließt.

In theoretischer und methodologischer Hinsicht ist die Historische Soziologie seit den 1990er Jahren durch drei überragende Trends gekennzeichnet, die sich wechselseitig herausfordern und befruchten und verschiedene Theoriesynthesen generiert haben: Temporalisierung und Ereignisbasierung in Gestalt der ›Narrationen‹, mikrologische Fundierungen und die Renaissance der Erklärungsproblematik.

Historische Soziologie als Narrationsanalyse?

Die narrativistischen Ansätze oder Narrationsanalysen, so könnte man unterstellen, bringen die Soziologie nun endgültig in das ›Fahrwasser‹ der Geschichtswissenschaften, denn historische Se-

quenzen sollen narrativ erklärt werden. Allerdings zeichnet sich auch hier ein Unterschied zu einer Vielzahl geschichtswissenschaftlicher Arbeiten ab – die narrative Erklärung ist explizit, sie verlässt sich nicht, wie der traditionellen narrativen Geschichtsschreibung oft vorgeworfen wird, auf die impliziten Hintergrundannahmen eines gelebten *Common Sense*, sie ist formalisiert und sie strebt die Entdeckung kausaler Mechanismen an, die für die Generierung wie die temporale Ordnung der Ereignisse maßgeblich sind. Die narrative Historische Soziologie möchte also die »Narration« als eine explanative Ressource ins Spiel bringen und Narrationen erklären. Und was Reinhart Koselleck (1979) für die Geschichtswissenschaften sagte, dass gilt auch für die Historische Soziologie: ohne temporale Kategorien keine Geschichte. Von daher wird eine »temporally grounded historical sociology« (Quadagno/Knapp 1992) gefordert, eine narrative Soziologie, die aber die Probleme der narrativen Geschichtsschreibung nicht wiederholen möchte. Larry J. Griffin (1992: 407) will die Narrationen benutzen, »to create historical-sociological explanations that are replicable and verifiable«. Das Verfahren der Narrationsanalyse dient auch als Abgrenzungskriterium zur übrigen Soziologie: Die Historische Soziologie ist nicht historisch, weil sie sich etwa mit der Vergangenheit befasst, sondern sie ist historisch, weil sie temporal geordnete Ereignisse analysiert (vgl. ebd.: 405). Die Narrationsanalytiker wenden sich also gegen ein unterentwickeltes, häufig unilineares Zeitverständnis in der Soziologie wie in den Geschichtswissenschaften. Auf den Begriff gebracht wird diese Tendenz von Ronald Aminzade (1992: 465): Die Historische Soziologie strebt »the construction of theories of continuity and change that are attentive to order and sequence and that acknowledge the causal power of temporal connections among events« an und »requires concepts that recognize the diversity of patterns of temporal connections among events«.

Narrativistische Ansätze gibt es in unterschiedlichen Varianten. Gemeinsam ist ihnen die Zielsetzung, kausale Muster in Prozessen oder in Ereignissequenzen zu identifizieren: spätere Ereignisse sind bedingt durch frühere. Aus diesem Grunde ist die Kausalanalyse eine Sequenzanalyse (vgl. Rueschemeyer et al. 1992: 4). Die temporale Ordnung, in der Ereignisse auftreten, hat

eine hohe Relevanz für das Ergebnis dieser Prozesse. Einen Schritt weiter geht noch Charles Tilly: »when things happen within a sequence affects how they happen« (1984: 14; ähnlich Somers 1998; Abbott 2001). Demzufolge hat nicht nur die *Sequenzierung* der Ereignisse in Prozessen eine besondere Relevanz für das Resultat dieser Prozesse, sondern die *Zeitstelle*, die Ereignisse in Prozessen einnehmen, ist auch wesentlich verantwortlich dafür, wie sich diese Ereignisse einstellen und wie sie sich ereignen. Die narrativistischen Ansätze unterscheiden sich darin, ob auch eine Mikrofundierung der Sequenzanalysen gefordert wird oder nicht.

Mikrosoziologische Fundierungen?

Die Historische Soziologie der 1970er und 1980er Jahre hat eine eindeutig makrosoziologische Orientierung, weshalb sie auch vielfach als »historisch-komparative Makrosoziologie« bezeichnet wird. Der auch schon in diesen Jahren begonnene Weg zu einer stärkeren mikrologischen Fundierung der makrosoziologischen Ansätze wird nun trotz einiger Ausnahmen (z.B. Bühl 2003) von vielen konsequent eingefordert. In erster Linie kommen hier die verschiedenen Fraktionen des Rational-Choice-Ansatzes zum Tragen (vgl. Gould 2004). Anlass geben die intensiv diskutierte Beiträge von Edgar Kiser und Michael Hechter (Kiser/Hechter 1991; Hechter 1992; Kiser 1996; Kiser/Hechter 1998), die nach einer Tiefenerklärung historischer Prozesse verlangen. Das führt nicht zu einer Preisgabe der Narrationsanalysen. Im Gegenteil – nach Kiser (1996) kann der Rational-Choice-Ansatz viel zur Analyse von Narrationen beitragen. Er entwickelt das Konzept eines »Rational Choice Narrativism«. Narrationen werden dann als eine Methode verstanden, als eine Form der Datengewinnung und Datenrepräsentation, die nötig wird, wenn die Datenlage zu komplex ist, um datenreduzierende Techniken wie herkömmliche statistische Techniken einzusetzen (vgl. ebd.: 260). Dennoch wird auf nomothetischer Begriffsbildung beharrt. Andere bevorzugen spieltheoretische Untermauerungen von Narrationen (Levie 1997a,b), während wiederum andere eine soziologisch integrative, handlungstheoretische Perspektive anstreben mit dem Ziel, der Karl R. Popper'schen (1902-1994) *Situationsanalyse* auch in der

Historischen Soziologie Geltung zu verschaffen (vgl. Esser 1993, 2000). Damit wird eine Brücke geschlagen zu komparativen Ansätzen der Historischen Soziologie (vgl. Goldstone 1998), denn zu deren Ziel gehört es – handlungstheoretisch übersetzt –, durch vergleichende Analyse die unterschiedlichen Situationen kenntlich zu machen, in denen historische Akteure agieren.

Generalisierende Theoriebildung?

Gegen die makrosoziologische Perspektive der komparativen Historischen Soziologie werden also methodologisch-individualistische Bedenken erhoben. Und gegen die narrative Perspektive wird auf generalisierender Theoriebildung bestanden. Damit erlebt die Frage nach der Erklärungslogik eine Renaissance. Hier sehen sich Edgar Kiser und Michael Hechter einer Front von unterschiedlichen Ansätzen (vgl. Somers 1998; Mahoney 2001) gegenüber. Sie sehen die Historische Soziologie in der Gefahr, zu sehr den Charakter einer Geschichtswissenschaft anzunehmen. Ihres Erachtens ist sie zu stark an der Idiographie der Geschichtswissenschaften orientiert und zu sehr an Induktionen interessiert als an genereller Theoriebildung. Die Historische Soziologie müsse auf eine klare Abgrenzung zu den Geschichtswissenschaften bedacht sein. Die Grenze zwischen Soziologie und Geschichtswissenschaften sei diejenige zwischen Nomothetik und Idiographie, zwischen Deduktion und Induktion, zwischen konkreten Beschreibungen und allgemeiner Theoriebildung – je stärker die Orientierung an deskriptiver Akkuratessse, desto geringer die explanative Kraft. Eine gute Historische Soziologie müsse Erklärungen für historische Prozesse bieten, und »gute« Erklärungen seien nomologische Erklärungen. »Good explanations, we maintained, must specify both relations between causal factors (including models that indicate how the causal factors are related), and the mechanisms purporting to describe the process by which one causal factor influences the other. Since social mechanisms are unobservable, they cannot be derived from empirical observations; instead, they often are derived from general theories« (Kiser/Hechter 1998: 786).

Von einer anderen Seite her wird die Historische Soziologie als

solche in Zweifel gezogen: John H. Goldthorpe (2000) beharrt wie Kiser und Hechter auf einer klaren Trennung zwischen beiden Disziplinen, aber er zieht eine andere Konsequenz als diese: Wenn die Historischen Soziologen ihren ›Job‹ gut machen, dann sind sie gute Historiker, aber keine Soziologen mehr, denn das Hauptziel der Soziologie besteht in der Falsifikation oder Verifikation von allgemeinen Aussagen, und hierfür ist die Historische Soziologie schlecht ausgerüstet. Die Möglichkeiten der Datengewinnung sind im Gegenstandsbereich der Historischen Soziologie sehr restringiert. Goldthorpe plädiert also mit anderen Worten für einen Abschied von der Historischen Soziologie. Noch stärker als Goldthorpe wird dies von Jon Elster gefordert: Während Kiser und Hechter oder andere die Historische Soziologie in ein ›Gesamtpaket‹ der soziologischen Erklärung historischer Phänomene zu integrieren suchen, während Goldthorpe die Historische Soziologie aus Gründen der Historizität der Datenbasis für eine Fehlentwicklung der Soziologie hält und an der klassischen variablen-orientierten Forschung festhalten möchte, wird von Elster (1998, 2000) einer historischen Wende in den Sozialwissenschaften eine prinzipielle Absage erteilt. Nach Elster besteht eine inhärente Inkompatibilität von modellierender und erklärender Soziologie einerseits und einer historisierenden Soziologie andererseits.

Mit Craig Calhoun (1998) kann man deshalb feststellen, dass die Historische Soziologie wohl dazu gezwungen ist, den Methodestreit, der am Beginn ihrer Geschichte stand, immer und immer wieder auszufeuchten. Aber es gibt seit wenigen Jahren auch Ansätze, die an einer *Synthese* verschiedener Positionen arbeiten.

Synthetisierende Ansätze:

Historischer Institutionalismus und analytische Narrative

Zu diesen gehört der »Historische Institutionalismus«. Diese Position wird, ausgehend von der Initialzündung des »Bringing the State back in« (Evans et al. 1985), vornehmlich in den Politikwissenschaften, weniger in der Soziologie vertreten (vgl. Immergut 1998; Thelen 1999). Mit seinen ›Geschwistern‹, dem »Rational-Choice-Institutionalismus« und dem organisationssoziologischen

»Institutionalismus«, teilt der Historische Institutionalismus eine grundsätzliche Kritik an utilitaristischen Handlungsmodellen und an Rational-Choice-Konzeptionen. Die Handlungsorientierungen von Individuen sind diesem Ansatz zufolge weniger durch individuelle Nutzenkalküle, mehr jedoch von kognitiven Anpassungsprozessen und institutionellen Vorgaben geprägt.

Von den anderen Institutionalismen grenzt sich der Historische Institutionalismus eben terminologisch durch das Epitheton des »Historischen« ab. Dieses kann bei näherer Betrachtung verschiedene Bedeutungen annehmen. Der Historische Institutionalismus achtet auf historische Kontexte von institutionellen Arrangements und bedient sich der vergleichenden Methodik in Gestalt von »contextualized comparisons« (vgl. Locke/Thelen 1995). Er beschreibt sich als historisch, weil es ihm um singuläre Gegenstände geht und um deren partikuläre Bedingtheiten, Kontexte und Kontingenzen. Er versteht sich als die kontextualistische Opposition gegen die universalistische Theoriearbeit. Die Universalisten »operate on the assumption that the general part of an explanation will capture a very big part of the story. Therefore, if we can identify the overarching rule, we will know a great deal about what we want to know about, say, democracy and development [...]. On this view, the rest is more or less idiosyncratic, and simply specifies the German, or Mexian, or Czech variant on the same basic story« (Thelen 2002: 95). Die Vertreter des Historischen Institutionalismus hingegen teilen »a high degree of skepticism on this point, and be more inclined to think that what you might be able to discover at the level of universal laws may be a rather small and even trivial part of the story. The search for middle range theory is thus driven less by a disdain for theory than the conviction that deeper understanding of causal relationships (i.e., good theory) can often be achieved through a more intense and focused examination of a number of carefully selected cases« (ebd.).

Der Historische Institutionalismus trägt sein Epitheton aber auch, weil der Temporalität und Historizität von Prozessen eine zentrale Bedeutung zukommen soll. Er plädiert dafür, kausale Mechanismen zu identifizieren und zu analysieren, mit Hilfe derer Erklärungen darüber möglich sind, wie spätere Ereignisse und

Strukturen durch frühere bedingt werden können. Er sucht also nach kausal geordneten Sequenzen in den Abläufen der Ereignisse. Dies gilt auch für die zentrale Frage nach der Entstehung und dem Wandel von Institutionen (vgl. Pierson 2000c). Häufig treten Institutionen wie ein *Deus ex Machina* auf. Der Historische Institutionalismus plädiert hingegen dafür, auch diese ›black box‹ zu lüften. Und schließlich besteht eine weitere Bedeutung des ›Historischen‹ darin, »[to] take time seriously« und »[to] analyze macro contexts and hypothesize about the combined effects of institutions and processes rather than examining just one institution or process at a time« (Pierson/Skocpol 2002: 695f.). Die zeitlichen Limitationen herkömmlicher Sozialforschung sollen aufgehoben und die Zeithorizonte verlängert werden. Nur so könne man die Evolution von Institutionen in den sozialwissenschaftlichen Blick bekommen. Das Forschungsinteresse liegt also in der langfristigen historischen Entwicklung von Institutionen und der Identifizierung der Mechanismen, die diese Entwicklung vorantreiben.

Darüber hinaus gibt es aber beträchtliche Unterschiede zwischen den verschiedenen Vertretern der Analyse von institutionellen Prozessen. Kathleen Thelen (1999, 2000, 2003) betrachtet herkömmliche Mechanismen wie »institutional conversion« oder »institutional layering«, in denen sich historische Entwicklungen vollziehen. In ihren Augen ist es wichtig, die Ursachen für die Genese getrennt von den Ursachen für die Erhaltung von Institutionen und Prozessen zu untersuchen. Pfadabhängige Prozesse stellen nur einen Teil der Geschichte dar; die Evolution von Prozessen verdanke sich eher der Intersektion mit anderen Prozessen als einer endogenen Entwicklung. Paul Pierson (2003) stützt sich hingegen stärker auf positive Feedbacks (durch Lernen) auf der mikrosozialen Ebene und auf pfadabhängige Evolution mit Hilfe von »increasing returns« auf der prozessualen Ebene.

Der Historische Institutionalismus teilt viele Gesichtspunkte mit der Position der analytischen Narrative, auf die wir jetzt zu sprechen kommen. Gemeinsam ist beiden die Intention der Untersuchung von historischen Prozessen und der Versuch, Mechanismen zu identifizieren, die diesen Prozessen Zeit, Verlauf und Dynamik geben. Sie unterscheiden sich hingegen in der Bedeu-

tungszuschreibung von Mikro- und Makroebene. Auf der einen Seite liegen eben *institutionalistische Ausgangspunkte* vor, auf der Seite der analytischen Narrative solche des *methodologischen Individualismus*. Dies führt auch zu einer unterschiedlichen Gewichtung der zeitlichen Dimension. Der Historische Institutionalismus hat langfristige Prozesse im Auge, die analytischen Narrative eher kurzfristige, die von strategischen Interaktionen und ihren Gleichgewichtszuständen geprägt werden.

Die »Analytic Narratives« stellen einen jungen, interdisziplinären Ansatz dar, der auf den ersten Blick recht heterogene theoretische Richtungen und methodische Strategien zu integrieren sucht (vgl. Levi 1997a, 1997b; Bates et al. 1998, 2000a, 2000b; Mahoney 2000b; Levi 2002). Man kann sich des Eindrucks eines Eklektizismus nicht immer erwehren. Nach den Prämissen des methodologischen Individualismus sollen kollektive Sachverhalte aus individuellen Handlungen mit Hilfe von Rational-Choice- und Spieltheorie erklärt werden. Aber diese handlungstheoretische Grundlage ist nicht sakrosankt – sie soll in der historisch-soziologischen Forschung empirisch fruchtbar gemacht und ihrerseits getestet werden, und zwar auf einem sehr sperrigen Feld, eben der historisch-komparativen Forschung. Dieser Ansatz versucht also, mit Hilfe von Rational-Choice-Modellen konkrete historische Fragen aufzuschlüsseln – dies nicht zuletzt zur Weiterentwicklung der theoretischen Basis selbst. Der herkömmlichen komparativen Historischen Soziologie wird hingegen vorgeworfen, sich im Deskriptiven zu verlieren. Eine weitere theoretische Stütze findet der Ansatz der »Analytic Narratives« im Rational-Choice-Institutionalismus des Wirtschaftshistorikers Douglass C. North (1990) und dessen Verständnis von Institutionen als Gebilden formaler und informaler Regeln, welche sowohl Handlungsbeschränkungen wie auch Handlungsanreize vermitteln. Dieses wird nun mit spieltheoretischen Überlegungen verbunden, wobei vorausgesetzt wird, dass rationale Handlungswahlen zu institutionellen, mitunter sogar multiplen Gleichgewichten führen. Institutionen können also als sich selbstverstärkende Gleichgewichtssysteme betrachtet werden, die weitere Handlungen regulieren, also bestimmte Handlungen positiv oder negativ selektieren.

Diese Konzeption wird nun mit Narrationsanalysen als einer Methode, kausale Zusammenhänge bzw. Mechanismen in historischen Abläufen zu rekonstruieren, verbunden. »Analytische Narrative« werden deshalb als Ansätze bezeichnet, »that respect the specifics of time and place but within a framework that both disciplines the detail and appropriates it for purposes that transcend the particular story« (Levi 1999: 155). Der Ansatz versteht sich als eine *empirische Rational-Choice-Theorie* (vgl. Levi 1997b). Darin besteht gleichsam das *analytische Moment* dieses Ansatzes, welches aber alleine noch nicht zu einer Historischen Soziologie gereichen würde.

Das *narrative Moment* besteht in der Präsentation von historischen Einzelfällen, die mit Hilfe der Applikation von Rational-Choice- und Spieltheorie analysiert werden sollen. Man könnte die methodische Strategie wie folgt beschreiben: Man nehme eine (beispielsweise von Historikern präsentierte) Narration und zeige auf, wie dort die erwähnten Ereignisse und Prozesse sich als Resultate von Gleichgewichtslösungen (*Nash-Gleichgewichte*) in Situationen strategischer Handlungen modellieren lassen. Wenn man aufzeigen kann, dass die Explananda die einzig möglichen Resultate von gewissen initialen Konditionen und gewissen Handlungsentscheidungen sind, dann sind wir gleichsam in der Lage, der Geschichte bei ihrer Arbeit zuzuschauen. Es ist wie in anderen Ansätzen, die sich als »narrativ« verstehen, nicht leicht, genau zu bestimmen, was eigentlich das Narrative ausmacht (vgl. Carpenter 2000). Dieser Ausdruck scheint auch hier für eine terminologische Abkürzung einer komplexen Problemlage zu stehen. Versuchen wir uns an einer (zugegebenermaßen gewagten) Präzisierung: Narrative werden in diesem Ansatz als eine chronologisch geordnete Sammlung von Daten über historische Prozesse aufgefasst. Aber den Vertretern dieses Ansatzes geht es nicht um Narrative, sondern um *analytische Narrative*. Diese scheinen Hypothesen über die Genese, den Ablauf und das Resultat von historischen Prozessen darzustellen. Die entscheidenden Knotenpunkte dieser Narrationen werden gebildet durch analytische Aussagen über das Handeln der Akteure in ihren Situationen.

Worin aber besteht eigentlich das Neue dieses Ansatzes? Ihre

Vertreter geben vor, eben die temporale Dimension stärker zu berücksichtigen. Damit kommen sie auf eine Bedeutung von Narrationen zu sprechen, die sie zwar vage voraussetzen scheinen, aber nirgendwo explizit thematisieren: Handlungen stehen in einem narrativen im Sinne eines prozessualen Kontextes. Frühere Handlungen bedingen spätere alleine schon deshalb, weil sie eben die Situation, der sich spätere Handlungen ausgesetzt sehen, erheblich bestimmen. An dieser Stelle macht sich dieser Ansatz das Konzept der *Pfadabhängigkeit* von Prozessen zu Eigen. Die kausale Bedeutsamkeit von Ereignissen, in diesem Fall also von Wahlhandlungen, ergibt sich aus ihrer Stellung in einer Sequenz von Ereignissen. Die Pfadabhängigkeit von Prozessen wird dabei spieltheoretisch hergeleitet. Akteure koordinieren ihre Handlungen mit Hilfe der Institutionalisierung von Erwartungshaltungen. Dabei kristallisieren sich gewisse fokale »coordination points« heraus, die als Erwartungsgleichgewichte interpretiert werden können. Sie sorgen dafür, dass die zukünftigen Handlungen diesem ursprünglichen Gleichgewichtszustand folgen. Einmal ausgebildet, können diese nur mit erheblichen Kosten für alle Beteiligten revidiert werden. Sie präformieren also in einem erheblichen Maße den zukünftigen Gang der Dinge. Mit anderen Worten: Die Pfade, die Prozesse nehmen können, werden als »equilibrium paths« (Levi 1997b: 31) aufgefasst.

IV. Forschungsprogramme

Die Forschungsprogramme der Historischen Soziologie versuchen sich gleichsam an einer ›Quadratur des Kreises‹, denn sie stehen vor folgenden Problemen: Sie müssen der Historizität und Temporalität der soziohistorischen Phänomene gerecht werden. Dabei sehen sie sich in den meisten Fällen mit dem »Small-N«-Problem konfrontiert, verfügen also über eine schmale Datenbasis (vgl. S. 84). Und sie haben den wissenschaftlichen Anspruch, *Warum*-Fragen zu beantworten und sehen sich dabei an Anforderungen gebunden, die auf einer »Small-N«-Basis nicht einzulösen sind. Diese drei Probleme werden in unterschiedlicher Weise gelöst. Theda Skocpol (1984a) differenziert beispielsweise zwischen folgenden Forschungsstrategien: »theory testing, interpretation, comparative method«. Sie bezieht sich damit *erstens* auf deduktive Strategien, deren Ziel darin besteht, allgemeine Modelle zu generieren und an historischen Fällen zu testen. Dabei handelt es sich um so genannte variablensoziologische bzw. quantitative Theorieansätze, denen es nicht um die Komplexität von Einzelfällen, sondern um die Generalisierung von Aussagen geht. *Zweitens* benennt sie interpretative Verfahren, denen es um die idiographische Analyse von historischen Vorkommnissen oder Entwicklungen zu tun ist. Und *drittens* nennt sie klassisch-induktive Verfahrenswesen, die mit Hilfe von Vergleichen Hypothesen über kausale Muster generieren wollen. Sie selbst bevorzugt die dritte Variante und sieht diese als charakteristisch für die Historische Soziologie an. Wenn man aber genauer hinschaut, dann können diese drei Varianten in sich wieder sehr heterogen besetzt sein. Sie sind zu grobkörnig gegliedert und geben Anlass für zahlreiche Missverständnisse. Dies gilt auch für die von Charles Tilly (2001a) vorgenommene Unterscheidung der verschiedenen Richtungen Historischer Soziologie in »historical social criticism«, »pattern identification«, »scope extension« und »process analysis«. Zudem sind in den letzten Jahren verschiedene Forschungsstrategien entstanden, die mit Skocpols oder Tillys Kategorien nicht einzufangen sind. Aus diesem Grunde wird im Folgenden versucht, die methodologische und theoretische Bandbreite der verschiedenen Ansätze differenzierter zu fassen. Zu diesem

Zweck wird eindeutiger zwischen Erkenntnisinteresse und Forschungslogik, der Erklärungslogik, dem methodischen Instrumentarium und den Modellannahmen unterschieden.

1. Forschungslogiken: Universalisierung und Individualisierung

Forschungslogiken geben an, welche Erkenntnisziele mit welcher Vorgehensweise erreicht werden können. Im Rahmen der Historischen Soziologie lassen sich, wie in beiden vorangegangenen Abschnitten schon aufgezeigt, folgende Erkenntnisziele identifizieren:

- *universalisierende* Begriffs- und Theoriebildung: Das Ziel der Forschung besteht darin, allgemeine Aussagen über Phänomene einer Klasse zu treffen;
- *individualisierende* Begriffs- und Theoriebildung: Das Ziel der Forschung besteht darin, spezifische Aussagen über spezifische Phänomene zu treffen.

Diese neukantianischen Bezeichnungen mögen schon recht antiquiert sein, aber sie sind immer noch geeigneter als andere, die Erkenntnisinteressen der verschiedenen Traditionen der Historischen Soziologie beschreiben zu können. Sie unterscheiden sich weiterhin maßgeblich dadurch, ob sie eine *deduktive* oder eine *induktive* Logik verfolgen. Es lassen sich zudem noch verschiedene Zwischenformen unterscheiden.

Das Ziel, allgemeine Aussagen zu treffen, kann durch die *Deduktion* von Hypothesen aus Theorien oder Axiomen und der *Falsifikation* und Widerlegung dieser Hypothesen erreicht werden. Diese Forschungslogik wird von manchen jüngeren Ansätzen verfolgt (bspw. von Kiser und Hechter oder den Vertretern der »Analytic Narratives«, siehe S. 51 und 55). Die Geschichte wird als Testfall zur Überprüfung allgemeiner soziologischer Theorien angesehen, und die Historische Soziologie hat die Aufgabe, diese Ausdehnung des Wirkungsbereichs soziologischer Aussagen herbeizuführen. Sie soll die historischen Grenzen der Allgemein-

heit und Verifizierbarkeit bzw. Falsifizierbarkeit der soziologischen Aussagen aufzeigen. Diese Logik hat auch in der komparatistischen Historischen Soziologie ihren Ankerpunkt, nämlich in solchen Vergleichstechniken, die mit einer »Large-N«-Datenbasis arbeiten. Es handelt sich dabei um die so genannten »variablenorientierten« Ansätze. Sie können auf die Forderung von Adam Przeworski und Henry Teune (1970) zurückgeführt werden, Variablen anstelle der Eigennamen von Gesellschaften, Kulturen oder Staaten zu benutzen. Wenn man Herzattacken von japanischen und amerikanischen Männern miteinander vergleicht, so ihre Argumentation, dann macht es wenig Sinn, Amerikaner und Japaner miteinander zu vergleichen, sondern solche Variablen wie Essgewohnheiten, Blutdruck, ungesättigte Fettsäuren und Arbeitszeit. Oder wenn man die Modernisierungsprozesse von Deutschland und England miteinander vergleichen wolle, so müsse man eben geeignete Variablen aufstellen, etwa Bruttosozialprodukt, Altersstruktur, Einfluss von Gewerkschaften oder religiöse Einstellungen.

Im *induktiven* Forschungsansatz steht hingegen nicht die Hypothesenüberprüfung, sondern die Hypothesengenerierung im Vordergrund. Diese Forschungslogik wird von den meisten komparativen Ansätzen in der Historischen Soziologie vertreten, insbesondere solchen, die mit der induktiven Vergleichslogik von John Stuart Mill arbeiten, welche die Historische Soziologie von den 1970er Jahren an prägt. Man kann sie den »Small-N«-Ansatz nennen, weil es in der Regel nur eine geringe Grundgesamtheit gibt, die sie untersuchen können, etwa politische Revolutionen, Modernisierungswege von Gesellschaften, kollektive Mentalitäten. Wie ihre deduktiven »Brüder« setzen auch sie sich zum Ziel, soziohistorische Phänomene zu erklären, aber sie sind skeptisch gegenüber der deduktiven Erklärungslogik. Dies gilt insbesondere für diejenigen Forschungen, die individualisierende Vergleichstechniken bevorzugen (wie Charles Tilly, der »Historische Institutionalismus« oder die »incorporating comparisons« von Philip McMichael 1990).

In den letzten Jahren hat die Zahl derer zugenommen, die die Historische Soziologie als Ort der *Case Studies*, der Einzelfallstudien ansehen. Sie bewegen sich aus der induktiven Logik in Rich-

tung Idiographie oder können als ›idiographisches Lager‹ der komparativen Historischen Soziologie verstanden werden. Denn sie beleben die idiographische Akzentuierung des Einmaligen und Singulären – aber unter Berücksichtigung des methodischen Vergleichs. Sie teilen also mit den induktiven Ansätzen die komparatistische Methode und mit idiographischen Ansätzen das Erkenntnisinteresse. Aber die »historischen Individuen« werden durch soziohistorische Vergleiche herausgearbeitet und liegen nicht nominalistisch vor aller Begriffsbildung. Der wesentliche methodische Proponent dieser Richtung ist Charles Ragin (1987).

Als weitere spezifische Forschungslogik kann man die *individualisierende* Begriffs- und Theoriebildung (oder kurz: »Idiographie«) nennen, deren Ziel darin besteht, einen Gegenstand in seiner typischen Signifikanz, in seiner Einzigartigkeit zu beschreiben und zu verstehen. Diese Logik stellt gleichsam das gemeinsame Erbe von Hermeneutik und Historismus in der Historischen Soziologie dar und hat daher starke Einwände gegen ein komparatives Vorgehen, denn die Gegenstände sollen eben nicht als Vergleichsfälle, als Elemente von Vergleichsklassen untersucht werden, sondern in ihrer konkreten historischen Singularität und Typizität. Diese Forschungslogik wird von Vertretern der »Weimarer Historischen Soziologie« (vgl. S. 26) repräsentiert, aber auch von heutigen Historischen Soziologen, die sehr stark das Moment des Interpretativen betonen, wie Craig Calhoun (1998) oder William H. Sewell (1996a).

Schließlich sollten noch *Theorien mittlerer Reichweite* genannt werden, die auch in den letzten Jahren zu einer gewissen Renaissance gefunden haben. Sie können als Zeichen der Ernüchterung über zu hohe Ambitionen der Soziologie, insbesondere in ihrer universalisierenden Variante, verstanden werden. Sie setzen sich zum Ziel, die soziologische Theoriebildung an spezifischen Gegenständen zu konsolidieren und damit zu einer gegenstandsbezogenen Theoriebildung, also zu einer stärkeren Integration von Theoriebildung und empirischer Forschung zu gelangen. Dies allein ist natürlich noch nicht ausreichend, diese Logik als eine der Historischen Soziologie spezifischen zu charakterisieren. Aber dieser Ansatz ist eine Liaison eingegangen mit der Strategie der Suche nach Tiefenerklärungen bzw. Mechanismen – ein An-

satz, der zur Zeit auch in verschiedenen Fraktionen der Historischen Soziologie intensiv diskutiert wird. In diese Kategorie sind am ehesten die Historischen Soziologen einzureihen, die in den letzten Jahren ein verstärktes Interesse für die Analyse *soziohistorischer Prozesse* gezeigt haben.

Nicht alle Ansätze der Historischen Soziologie können problemlos in diese Typologie eingeordnet werden. Eine große Komplikation stellt zum Beispiel der »methodologische Ansatz« von Max Weber dar (vgl. S. 22). Dieser ist singulär – man kann von einem »Max-Weber-Paradigma« sprechen. Er weist Spuren von verschiedenen Forschungslogiken auf, ohne deshalb in sich widersprüchlich zu sein. Die genannten Forschungslogiken zeichnen sich des Weiteren dadurch aus, dass sie unterschiedliche Methoden empfehlen und unterschiedliche Erklärungslogiken verfolgen.

2. Erklärungslogiken

Die Historische Soziologie hat das Ziel, Gründe oder Ursachen für soziohistorische Phänomene anzugeben. Sie stellt also Warum-Fragen. Dabei handelt es sich um vier verschiedene kollektive Phänomenklassen, die als Explananda in Frage kommen:

- soziale Gebilde;
- soziale Prozesse;
- allgemeine Regelmäßigkeiten;
- singuläre Ereignisse.

Darüber dürfte weitgehend Konsens bestehen. Ein breites Einverständnis dürfte auch in den letzten Jahren, sieht man von Ausnahmen wie Walter L. Bühl (2003) einmal ab, darüber erzielt worden sein, dass Makroerklärungen als gescheitert betrachtet werden müssen. Aber darüber hinaus gibt es divergierende Vorstellungen über die Erklärungslogiken (vgl. Boudon 1983; Mahoney 2000a). Viele Historische Soziologen, insbesondere jene aus dem komparativen Lager, streben *kausale Erklärungen für eine Vielzahl von Fällen* an. Andere hingegen versuchen, die *historische*

Kontingenz der Phänomene zu berücksichtigen. Sie untersuchen die kontingente Pfadabhängigkeit von historischen Entwicklungen und sozialen Prozessen. Wiederum andere adaptieren den klassischen *deduktiv-nomologischen Ansatz* und erkunden *allgemeine soziohistorische Gesetzmäßigkeiten* oder *mikrologische Tiefenerklärungen*. Eine weitere Gruppe verzichtet auf diesen Erklärungsanspruch und spricht von einer *verstehenden Historischen Soziologie*. Mit anderen Worten: Die Lage in der Historischen Soziologie ist so unübersichtlich und kontrovers wie in der Soziologie oder den Geschichtswissenschaften (vgl. Haussmann 1991; Lorenz 1997) im Allgemeinen.

Zunächst kann man die beiden Grundtypen der *deduktiv-nomologischen* und der *intentionalen* Erklärungen unterscheiden. Daneben gibt es aber eine Familie von genuinen *soziohistorischen Erklärungen*, die sorgfältiger als bisher üblich zu differenzieren sinnvoll ist.

Deduktiv-nomologische Erklärungslogik

Einen Sachverhalt erklären heißt, die Ursachen für diesen Sachverhalt benennen. Aber woran erkennt man, ob etwas die Ursache für einen Sachverhalt ist oder nicht? In der sinnlichen Wahrnehmung können wir keine Ursachen und keine kausalen Relationen feststellen. Das Einzige, was wir wahrnehmen können, ist eine gewisse Regelmäßigkeit und Regularität in der Abfolge von Ereignissen. Eine große wissenschaftstheoretische Tradition folgert deshalb, dass *Kausalität* dann zugeschrieben werden kann, wenn ein Ereignis B immer auf ein Ereignis A folgt. In diesem Fall würde man von einem notwendigen oder gesetzesartigen Zusammenhang von Ereignissen sprechen. Wenn wir also danach fragen, warum sich das Ereignis B zugetragen hat, so müssten wir dieser Tradition zufolge antworten: Ereignis B hat sich zugetragen, weil ihm unmittelbar Ereignis A vorausging, und immer dann, wenn Ereignis A stattfindet, folgt ihm Ereignis B.

Ein singulärer Sachverhalt oder ein singuläres Ereignis (*Explanandum*) werden dadurch erklärt, dass man ein allgemeines Gesetz für dieses Ereignis angibt und die empirischen Randbedingungen spezifiziert, unter denen dieses allgemeine Gesetz gilt.

Sie bilden das *Explanans*, aus denen das Explanandum in einem logischen Argument ableitbar ist. Da das Explanandum erklärt wird durch eine deduktive Ableitung aus dem Explanans, nennt man diese Form der Erklärung die deduktiv-nomologische. Sie bilden zusammen mit der induktiv-statistischen und der deduktiv-statistischen Erklärung die Familie der »Covering-Law-Modelle wissenschaftlicher Erklärung« (vgl. Hempel 1959, 1966). Gegen diese Modelle kann eine Reihe von Einwänden erhoben werden: Der Begriff des »Gesetzes« ist unbestimmt. Die Bedingungen, die in diesem Modell formuliert werden, sind nicht notwendig für Erklärungen, denn viele Erklärungen, die uns unmittelbar einleuchten, können diese Bedingungen nicht erfüllen. Die Bedingungen sind andererseits nicht hinreichend für Erklärungen, denn viele Argumente erfüllen diese Bedingungen, aber wir können sie nicht als Erklärungen akzeptieren. All diese Einwände werden insbesondere in den Geschichts- und Sozialwissenschaften vorgebracht.

Deduktiv-nomologische Erklärungslogiken werden von den generalisierenden und deduktiven Forschungslogiken gefordert. In der Historischen Soziologie haben sie mit Michael Hechter und Edgar Kiser (Kiser/Hechter 1991; Hechter 1992; Kiser 1996; Kiser/Hechter 1998) oder den »Analytic Narratives« (vgl. S. 55) wieder an Einfluss gewonnen. Diese unterscheiden sich aber von älteren Ansätzen in einem Punkt fundamental: Bei den Gesetzen handelt es sich nur noch um *Mikrogesetze*, also um solche Allaussagen, die auf der Basis von Rationalitätspostulaten die Wahl von Handlungssektionen erklären sollen. *Makrogesetze*, also solche Gesetze, die sich auf Entwicklungsverläufe oder strukturelle Eigenschaften von sozialen Phänomenen beziehen, werden hingegen verworfen.

Hermeneutisches Verstehen

»Hermeneutische« oder im weiten Sinne »verstehende Ansätze« spielen in der Soziologie wie in den Geschichtswissenschaften eine traditionell große Rolle. In der Historischen Soziologie findet man sie in allen interpretativen und typologisierenden Ansätzen, insbesondere in der »Weimarer Historischen Soziologie«. Sie

stellen den Widerpart zu den deduktiven Ansätzen dar und betonen in ihren klassischen Konzeptionen von Johann Gustav Droysen und Wilhelm Dilthey den strikten Gegensatz von *Verstehen* und *Erklären*. Das Verstehen von geschichtlichen Abläufen stelle etwas kategorial anderes dar als das Erklären, wie es in den Naturwissenschaften praktiziert werde. In diesen sei ein zu erklärendes Ereignis aus Anfangsbedingungen und Gesetzen ableitbar. Die Geschichte sei aber das Reich der menschlichen Handlungen, und Handlungen seien nur bis zu einem gewissen Grad ableitbar und antizipierbar. Handlungen komme Kontingenz zu – sie können auch immer anders als erwartet ausfallen. Dieser Konzeption zufolge sind auch historische Prozesse grundsätzlich offen. Dem Hermeneuten kommt dann die Aufgabe zu, die historischen Ereignisse und Handlungen *in ihrer Bedeutung* zu rekonstruieren. Sie werden auf die Bedeutung zurückgeführt, die sie für den oder die Handelnden haben. Da diese Bedeutung sich der hermeneutischen Auffassung nach wesentlich aus dem situativen Kontext und der Intention der Handelnden in ihrer jeweiligen Handlungssituation erschließen lässt, die Handlungen also durch Rekurs auf *Handlungsintentionen* erklärt werden können, wird diese Form der Erklärung auch »intentionale Erklärung« genannt. Soziohistorische Ereignisse werden erklärt durch Rekonstruktion der Intention der beteiligten Individuen bzw. durch die (häufig) nichtintentionalen Folgen ihrer Handlungen. Eine spezifische Form dieser Erklärungsweise stellt das Modell der rationalen Erklärung von William H. Dray (1957) dar, eine andere das Modell der teleologischen Handlungserklärung von Georg Henrik von Wright (1974). Die Probleme der intentionalen bzw. rationalen oder teleologischen Erklärung sind vielfältig. Es seien hier nur zwei größere Problemkreise genannt: Der *erste* betrifft die Frage der Nachweisbarkeit und Rekonstruierbarkeit von Intentionen. Wie stellt man die Intentionen oder die rationalen Handlungsprinzipien fest? Handelt es sich nicht nur um *post-factum*-Rationalisierungen? Und es stellt sich die Frage nach dem situationalen Kontext – wie bestimmt man diesen? Der *zweite* Problemkreis betrifft die Reichweite dieser Erklärungen. Sind Handlungsintentionen ausreichend, um den eigentlichen Gegenstand der Soziologen und Historiker erklären zu können, nämlich soziale Sach-

verhalte? Reicht es beispielsweise aus, die Intentionen der damaligen politischen Führer zu rekonstruieren, um den Beginn des Ersten Weltkrieges zu erklären? Oder wie will man längerfristige Prozesse wie die Bürokratisierung oder die Urbanisierung auf intentionale Prozesse zurückführen?

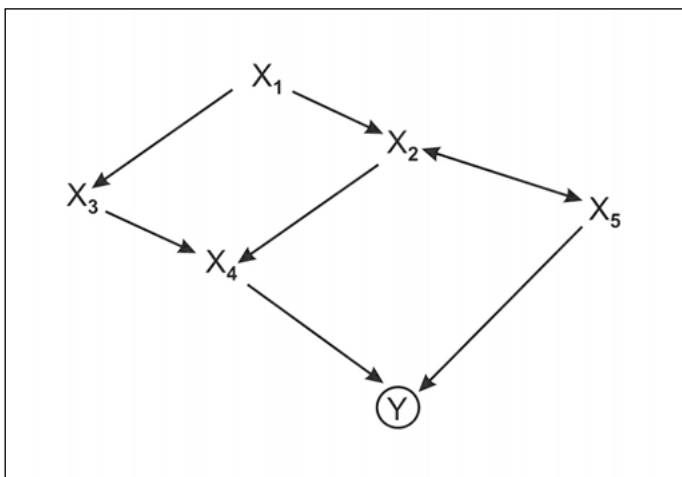
Soziohistorische Erklärungen I: Kausale Rekonstruktion

Jack Goldstone (1991), der die Staatskrisen des 17. und 18. Jahrhunderts untersucht, also die englische und die französische Gesellschaft, die Etablierung des Tokugawa-Systems in Japan nach 1600, den Zusammenbruch der Ming-Dynastie 1644 in China oder die Krise des Osmanischen Reiches, kommt zu dem Ergebnis, dass sie notwendig mit einer durch demographisches Wachstum induzierten gesellschaftlichen Krise zusammenhängen. Demographisches Wachstum ist also nach Goldstone eine notwendige, wenn auch nicht hinreichende kausale Voraussetzung für die Staatskrisen dieses Zeitraums. Goldstone belässt es aber nicht bei dieser Korrelation, sondern er versucht, die Kausalkette zwischen demographischem Wachstum und Staatskrisen aufzuzeigen: Demographisches Wachstum erhöht die Nachfrage nach Gütern und forciert deshalb Preissteigerungen. Diese können unter gewissen Umständen zu einer Krise der Staatsfinanzen führen, diese wiederum zu wachsenden Spannungen innerhalb der politisch-ökonomischen Eliten sowie zwischen den Eliten und den übrigen Gruppen. Ein kritisches Ereignis, beispielsweise ein Staatsbankrott oder ein militärischer Vorfall, kann diese Situation eskalieren lassen und in eine Staatskrise führen.

Es handelt sich um kausale Rekonstruktionen, die sich zwar allgemeiner, genereller Aussagen über den Zusammenhang zwischen einzelnen Faktoren und Ereignissen bedienen, aber die singuläre Fallgeschichte nachzuzeichnen suchen. Die kausale Rekonstruktion ist darauf gerichtet, die Kausalgeschichte von Ereignisketten oder Prozessen zu erfassen und notwendige und hinreichende Verursachungen zu identifizieren. In der Literatur wird dieses Verfahren »process tracing« genannt. Es verlangt die Identifikation derjenigen Kausalfaktoren, die maßgeblich für die Entwicklung, den Verlauf oder das Ergebnis von Prozessen sind. Die

Untersuchungen richten sich nicht nur auf einzelne Ursache-Wirkungs-Ketten, sondern auf ein System miteinander interagierender Wirkungszusammenhänge. Kausalität wird vornehmlich als eine konjunkturale verstanden (vgl. Ragin 1987: 27f.). Das heißt, es wird davon ausgegangen, dass soziohistorische Prozesse auf multiple und wechselwirkende Kausalketten zurückgeführt werden können. Ein Ereignis Y kann durch eine Vielzahl von (in der folgenden Skizze nur angedeuteten) kausalen Wechselwirkungen von Ereignissen ($x_1...x_n$) verursacht sein.

»Conjunctural Causation«



Wie im deduktiv-nomologischen Ansatz, so geht es auch den Komparativisten um die Untersuchung von historischen Kausalitäten. Aber es dürfte aufgefallen sein, dass der Begriff der Kausalität in einem ganz anderen Sinne gebraucht wird (vgl. Emigh 1997; Somers 1998). Während im deduktiven Ansatz eine *Regularitätsauffassung* der Kausalität verfolgt wird, derzufolge eine Kausalität als gesetzmäßig verstanden wird, orientieren sich die Komparativisten an einer Auffassung, die nach notwendigen und hinreichenden *Bedingungen* für das Eintreten von bestimmten Folgen fragt. Ursachen werden in diesem Sinne häufig als komplexe oder zusammengesetzte Bündel von notwendigen oder hin-

reichenden Bedingungen verstanden. Die kausale Rekonstruktion stellt die erste Variante genuin soziohistorischer Erklärungen dar. Sie unterscheidet sich von den anderen Varianten in erster Linie durch die Entitäten, denen kausale Wirkungen zugesprochen werden – es sind in der Regel strukturelle oder Makro-Entitäten.

Eine spezifische Spielform der Kausalerklärung stellt die kontrafaktische Erklärung dar, wie sie erstmals bei Max Weber eingesetzt wurde (vgl. S. 24), in den Geschichtswissenschaften und der Historischen Soziologie aber häufig nur in impliziter, selten in expliziter Form angewendet wird (vgl. Blom et al. 1989; Kiser/Levi 1996). Die kontrafaktische Erklärung stellt ›Was wäre, wenn...?‹-Fragen: Was wäre gewesen, wenn Hitler nicht gelebt hätte – wäre es auch dann zum Nationalsozialismus und zum Zweiten Weltkrieg gekommen? Sie neutralisiert oder abstrahiert von Ereignissen oder Sachverhalten, um deren kausale Relevanz einschätzen zu können. Das Problem kontrafaktischer Erklärungen ist identisch mit dem der kausalen Rekonstruktion: Beide setzen im Grunde genommen die regularistische, sich auf Allgemeinheiten erstreckende Kausalitätskonzeption voraus, um singuläre Urteile fällen zu können.

Soziohistorische Erklärungen II: Narrative Erklärung

Die Vertreter der ›narrativen‹ Historischen Soziologie rücken die Temporalität des sozialen Lebens in den Mittelpunkt. Die temporale Ordnung hat in ihren Augen nicht nur deshalb eine grundlegende Bedeutung, weil das soziale Leben temporal geordnet ist, sondern die temporale Ordnung ist maßgeblich für den Sinn, die Bedeutung oder die Kausalität des sozialen Lebens. Wann sich Dinge ereignen, in welcher temporalen Sequenz sie stehen, was auf sie folgt und was ihnen vorangeht, kurz: ihre narrative Ordnung und ihr temporaler Kontext sind entscheidend für ihre Bedeutung. Niemand hat diese Annahme so treffend formuliert wie Michail Gorbatschow an die Adresse der damaligen DDR-Führung: »Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben« – der Zeitpunkt von politischen Entscheidungen entscheidet über ihre Wirksamkeit. Soziohistorische Erklärungen werden in dieser Logik nicht auf der Basis von allgemeinen Gesetzmäßigkeiten ge-

leistet, sondern anhand der Spezifikation und Individualisierung derjenigen Bedingungen, die für ein Ereignis, eine Ereignissequenz oder soziohistorische Phänomene im Allgemeinen im Rahmen einer Narration verantwortlich gemacht werden können. Zeit (und Raum) werden also in diesem Ansatz nicht als bloße Randphänomene betrachtet, sondern als konstitutive Faktoren für die Genese sozialer Prozesse.

In der Literatur werden narrative Erklärungen auch häufig historisch-genetische Erklärungen genannt (vgl. Danto 1980). Sie sind gegenüber den kausal-genetischen oder deduktiv-nomologischen Erklärungen der Natur- und Sozialwissenschaften so zu verstehen, dass nicht direkt von Ursachen auf Wirkungen geschlossen werden kann. Historisch-genetische Erklärungen haben immer eine Fülle von intervenierenden Ereignissen zu berücksichtigen, deren meist recht singuläre Konstellation den Zusammenhang zwischen historischen Ursachen und Folgen plausibel macht. Hermann Lübbe (1977) spricht von singulären Interferenzen nicht-synchroner Prozesse, die ›Geschichte‹ ausmachen. Die explanative Kapazität von Narrationen wird darauf zurückgeführt, dass Erzählungen die verschiedensten Ereignisse synoptisch in einen Gesamtzusammenhang integrieren und damit Prozesse in ihrem Ablauf rekonstruieren können. Sie sind nicht rein deskriptiv, sie fügen nicht Fakten an Fakten und Ereignisse an Ereignisse, sondern sie begründen immanent, weshalb welche Ereignisse wie aneinander anschließen und aufeinander Bezug nehmen. Narrationen sind also nicht nur historische Darstellungs-, sondern auch Erklärungsmittel – so die geschichtstheoretische Tradition von Droysen bis hin zu zeitgenössischen Positionen wie derjenigen von Frank R. Ankersmit (1983).

Der Historische Soziologe wird, wie schon betont, in einem gewissen Sinne zu einem ›Geschichtenerzähler‹, weil er der explanativen Kraft von Narrationen vertraut (vgl. P. Roth 1988). Die Historische Soziologie hat dann die Aufgabe, »new and convincing narratives of eventful sequences« (Sewell 1996b) zu produzieren und dabei besonders solche ereignishaften Sequenzen zu bestimmen, die sozialstrukturelle Transformationen beinhalten. Er verknüpft Ereignisse zu einer Geschichte, die einen Anfang, eine Mitte und ein Ende enthält und einen kohärenten *Plot* offen-

bart. Frühere Ereignisse bedingen spätere, und spätere Ereignisse können durch frühere erklärt werden. Denn Narrationen berichten nicht nur einfach, was sich ereignete oder ereignet, sondern sie verbinden implizit oder explizit die Ereignisse durch kausale, intentionale oder sonstige Verknüpfungen (vgl. Quadagno/Knapp 1992; Haydu 1998).

Soziohistorische Erklärungen III: Mechanismen

In der jüngeren Diskussion der Historischen Soziologie taucht vermehrt der Terminus »Mechanismus« auf. Das hat folgenden Hintergrund: Die Basis für Erklärungen stellt häufig die bivariate oder multivariate Korrelationsanalyse dar. Gegen die Korrelationsanalyse lassen sich verschiedene Einwände erheben, von denen der häufigste besagt, dass sie keine Tiefenerklärung erlaube. Sie zeige nur beobachtbare Zusammenhänge zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen auf, gäbe aber keine kausale Erklärung dafür, wie und warum bestimmte Prozesse zustande kommen. Das verbliebe in einer ›black box‹. Eine Erklärung soll hingegen durch so genannte »Mechanismen« ermöglicht werden (vgl. Hedström/Swedberg 1998; Petersen 1999), deren Identifikation jenseits statistisch beobachtbarer Kovariationen die kausale Genese von soziohistorischen Sachverhalten klären und damit die ›black box‹ erhellen soll.

Übereinstimmung dürfte darin bestehen, dass es sich um *kausale* Mechanismen handelt. Darüber hinaus aber gibt es unter den Proponenten keinen weiteren Konsens darüber, was es mit den Mechanismen auf sich hat (vgl. Mahoney 2001). Handelt es sich um reale Prozesse, um Theorien oder um Hypothesen über dieselben? Und wie kann man sie identifizieren? So werden sie von den einen in einer schlichten Erweiterung der Korrelationsanalyse als eine intervenierende Variable eingeführt, die erklären soll, wieso eine Korrelation überhaupt existiert: »A complete explanation also must specify a mechanism that describes the process by which one variable influences the other, in other words, how it is that X produces Y« (Kiser/Hechter 1991: 5). Die Mechanismen werden dann also nach wie vor durch Korrelationsanalysen identifiziert. Von anderen werden sie hingegen in erster Linie als An-

wörter für Theorien bzw. Erklärungen mittlerer Reichweite aufgefasst, sie sind »bits of sometimes true theory« (Stinchcombe 1998: 267) und werden als Alternative zu allgemeinen Gesetzmäßigkeiten aufgefasst. Hierfür mag stellvertretend das Konzept von Jon Elster stehen: »[...] I argue that the basic concept in the social sciences should be that of a mechanism rather than of a theory. In my opinion, the social sciences are light years away from the stage at which it will be possible to formulate general-law-like regularities about human behavior. Instead, we should concentrate on specifying small and medium-sized mechanisms for human action and interaction – plausible, frequently observed ways in which things happen« (1989: VIII). Die Mechanismen werden somit gegen das nomologische Erklärungskonzept in Stellung gebracht. Man kann dies als Symptom für die Ernüchterung sozialwissenschaftlicher Erklärungsansprüche auffassen.

Es gibt schließlich eine dritte Auffassung von Mechanismen. Danach füllen Mechanismen nicht nur eine Lücke in der normalen Erklärungslogik aus, sondern stellen eine grundsätzliche Alternative zu Korrelationsanalysen dar, da sie mit einem Wechsel von einer *empirischen* hin zu einer *realistischen* Wissenschaftstheorie verbunden sind. Mechanismen sind reale, aber nicht wahrnehmbare Entitäten, deren Vorliegen nicht nur bestimmte Prozesse wahrscheinlicher macht, sondern völlig ausreicht, damit diese kausal verursacht werden. Eine solche Auffassung wird z.B. von George Steinmetz vertreten: »Within critical realism, a law is not a constant conjunction of events, but the characteristic pattern of activity, or tendency, of a mechanism. More specifically, real structures possess causal powers which, when triggered or realized, act with natural necessity and universality as generative mechanisms« (1998: 177f.).

Bei Mechanismen handelt es sich nicht um einmalige, singuläre Sachverhalte, sondern um allgemeine Muster von Verursachung, die – so die Annahme – unter spezifischen Bedingungen analoge Kausalketten generieren können. Es sind in dieser Lesart konditionale Allaussagen, die nur deshalb keine Gesetzesform annehmen, weil die Bedingungen ungeklärt sind, unter denen sie auftreten. Eine solche Erklärung kann also lauten: ›Wenn die Bedingungen A, B, C...N erfüllt sind, dann bedingt X den Faktor Y‹,

wobei X den Mechanismus benennt und Y das kausal bedingte Resultat. Damit stehen zwei Aufgaben an: Die Identifikation *der Mechanismen* und die Identifikation *der Bedingungen*, unter denen diese Mechanismen auftreten und spezifische Kausalketten in Gang setzen. Die Forschung zur zweiten Frage hat kaum erst begonnen.

Was aber die Mechanismen selbst angeht, so erhält man häufig die sowieso schon immer genannten Entitäten. Für Proponenten der Mikrosoziologie sind es beispielsweise Rationalannahmen oder Nutzenfunktionen von Akteuren, für makrosoziologisch argumentierende Vertreter sind es strukturelle Entitäten, beispielsweise Reproduktionserfordernisse. Auf der inhaltlichen Ebene werden also die Mechanismen mit denjenigen unbeobachtbaren Entitäten aufgefüllt, die sowieso schon immer zur Erklärung herangezogen werden. Aber müssen Mechanismen auf mikro- oder makrologischer Ebene verortet werden? Es gibt eine dritte Option, und diese stellt eine Innovation dar: Beispielsweise versuchen Historische Soziologen die Genese und Intensität von nationalistischen Konflikten durch das Ausmaß der Konkurrenz unter ethnischen Entrepreneuren zu erklären. Die Konkurrenz um politische Revenuen könnte also den Mechanismus für die Erklärung der Genese und der Intensität von nationalistischen Konflikten darstellen. Andere Beispiele sind der von Norbert Elias (1997) untersuchte »Königsmechanismus« in der absolutistischen Gesellschaft oder der von Charles Tilly (vgl. Kap. V/1) analysierte Mechanismus der Polarisierung. Diese Beispiele zeigen, um was es sich trotz aller Metaphorik bei Mechanismen handeln könnte: Um *soziale Konfigurationen*, die auf soziale Ereignisse gleichsam »mechanisch« einwirken, sie bestimmten Transformationen aussetzen und spezifische Prozesse einleiten.

Soziohistorische Erklärungen IV: Genetische Erklärung

Eine vierte Form soziohistorischer Erklärungen repräsentiert die Zurichtung des deduktiv-nomologischen Ansatzes für die Zwecke der Untersuchung von soziohistorischen Prozessen. Weder Carl G. Hempel (1904-1997) noch Karl R. Popper (vgl. Hempel 1966; Popper 1974) haben behauptet, dass soziohistorische Prozesse

durch Makrogesetze erklärt werden können. Im Gegenteil – auch hier müssen mikrologische Ableitungen vorgenommen werden. Nun ist es in der Regel nicht die Aufgabe der Soziologie und der Geschichtswissenschaften, einmalige isolierte Ereignisse oder Sachverhalte, sondern soziale Prozesse bzw. die Genese von sozialen Phänomenen transparent zu machen und zu erklären. In beiden Wissenschaften stellen *strukturelle Zusammenhänge* in der Regel das Explanandum dar. In diesem Fall sprechen die Vertreter dieser wissenschaftstheoretischen Fraktion von einer »genetischen Erklärung«, welche die Genese eines sozialen Phänomens aufzeigen soll. Ein komplexes Phänomen wird in verschiedene Komponenten aufgeteilt, in eine Serie von einzelnen, ihrerseits komplexen Erklärungsatomen. Die einzelnen Atome, also einzelne soziale Ereignisse, Geschehnisse oder Situationen, können – so die Modellannahme – deduktiv-nomologisch oder induktiv-statistisch hergeleitet werden. Dies gilt aber nicht für den Gesamtprozess von seinen Anfängen bis zu seinen Resultaten als solchen. Genetische Erklärungen unterscheiden sich von den mechanistischen Erklärungen nur durch die Entitäten, mit Hilfe derer Tiefenerklärungen geleistet werden sollen. Bei den *genetischen Erklärungen* handelt es sich, wie etwa in dem Modell der soziologischen Erklärung von Hartmut Esser (1993), um Situations- und Selektionslogiken von Akteuren, bei den *mechanistischen* Erklärungen eben um Mechanismen.

Soziohistorische Erklärungen?

Es lassen sich die verschiedenen Erklärungslogiken unter folgende Erklärungsstrategien subsumieren:

- *covering law*: logische Ableitung eines Explanandums aus einem Explanans;
- *bottom-up*: Erklärung von Ereignissen, Prozessen oder Strukturen durch Reduktion auf Aussagen über die Eigenschaften von Mikroelementen (Handlungen oder Akteure), die ihrerseits wiederum verstehend (auf den sozialen Sinn bezogen) oder reduktionistisch angelegt sein können;
- *top-down*: Erklärung von Ereignissen, Prozessen oder Struktu-

ren durch deren strukturelle oder funktionale Stellung in einem Ganzen.

Schließlich gibt es noch eine eigene Familie genuiner soziohistorischer Erklärungsformen. Sie versuchen, den temporalen und prozessualen Aspekt stärker zu berücksichtigen:

- *soziohistorische Erklärungen*: Selektive Erklärung von Ereignissen, Prozessen oder Strukturen durch Makroentitäten (*kausale* Erklärung), durch Ereignissequenzen (*narrative* Erklärung), durch Mechanismen (*Mechanismen*-Erklärung) oder durch Mikrofundierungen (*genetische* Erklärung).

Man trifft also auch in der Historischen Soziologie nur auf ›alte Bekannte‹ mit ihren schon häufig diskutierten Vorzügen und Nachteilen – mit Ausnahme der letztgenannten Strategie der diversen soziohistorischen Erklärungsprogramme, die aber je nach Formulierung auch mit den drei erstgenannten Strategien durchaus kompatibel sein können. Es ist bei der Rekonstruktion offenkundig geworden, dass sich trotz unterschiedlicher methodologischer Anfangsprämissen ein gemeinsames Erklärungsmodell abzeichnen könnte (vgl. Kap. IV/5).

3. Methoden

Die Historische Soziologie spiegelt in sich nicht nur die hohe Varianz der Erklärungsmodelle der Allgemeinen Soziologie wider, sondern auch deren methodischen Reichtum. Allerdings ist eine große Ausnahme festzustellen: Die komparative Methode oder der soziohistorische Vergleich überragt alle anderen bei weitem und stellt die *zentrale Methode* der Historischen Soziologie schlechthin dar. Und mehr noch: In der Soziologie gilt es als ausgemacht, dass auf dem Gebiet der Methoden zwei große Lager trotz aller Kompatibilitäten und Triangulationen mehr oder weniger unverbunden nebeneinander stehen – die quantitative und die qualitative Sozialforschung. Mit einer gewissen Berechtigung

kann man die komparative Methode, wie sie in der Historischen Soziologie betrieben wird, als die *dritte* große Richtung der Sozialforschung betrachten, welche sich von den beiden anderen grundsätzlich unterscheidet. Die komparative Historische Soziologie hat es vornehmlich nicht mit konkreten Individuen und deren gesellschaftlicher Lage zu tun, sondern mit ›historischen Individuen‹ und deren temporaler Verknüpfung.

»Large-N« und interpretative Methoden

Aber zunächst sind auch in der Historischen Soziologie die beiden ›normalen‹ Richtungen der quantitativen und qualitativen Sozialforschung vertreten. Wir können sie deshalb an dieser Stelle stark verkürzt abhandeln, da es sich nicht um *spezifische* Methoden der Historischen Soziologie handelt. Natürlich spielt der Umstand eine zentrale Rolle, dass die Datenerhebung selbst in der Regel eine gänzlich andere ist – nicht Individuen, sondern Quellen und Relikte müssen befragt werden. *Quantitative* Methoden zielen auf Kausalerklärungen ab, indem sie mit Hilfe von bivariaten oder multivariaten Techniken Korrelationen zwischen Variablen feststellen. Lineare Kausalitäten werden auf Korrelationen zurückgeführt. Da es sich bei bi- und multivariaten Analysen um statistische Verfahren handelt, gelangt man zu *probabilistischen* Aussagen über die Dinge. Dies unterscheidet sie von den komparativen Analysetechniken, auf die wir im nächsten Abschnitt zu sprechen kommen, die, wie etwa Mills quasi-experimentelle Induktionen, in der Regel deterministische Zusammenhänge zwischen Faktoren unterstellen (vgl. Lieberson 1992, 1994). Im Sprachgebrauch der Historischen Soziologie nennt man die quantitativen Analysetechniken »Large-N«-Methoden. Sie dienen der Hypothesenüberprüfung und setzen daher statistisch signifikante große Grundgesamtheiten voraus.

Interpretative, also *qualitative* Verfahren zielen hingegen darauf ab, dass Handeln von historischen Akteuren, von Caesar oder Bismarck oder Martin Guerre (vgl. Davis 1983) zu interpretieren, indem man sich die Situationen und strukturellen Bedingungen analytisch zu vergegenwärtigen sucht, unter denen diese handel-

ten. Auf die grundsätzlichen methodischen Probleme einer Hermeneutik vergangener oder fremder Kulturen können wir hier nicht näher eingehen.

Soziohistorischer Vergleich

Die komparative Historische Soziologie, manchmal auch kurz komparative Makrosoziologie oder einfach nur »macro-causal analysis« genannt, stellt den größten »Ast am Baume« der Historischen Soziologie dar. Der Vergleich ist die am weitesten verbreitete Methode, und die Historische Soziologie stellt den »Hort« der vergleichenden Methodologie dar. Ja, man könnte fragen, ob sich überhaupt ein (historisches) Phänomen wissenschaftlich studieren lässt, wenn man es nicht implizit oder explizit mit anderen vergleicht. Denn jede Frage nach dem, was X ist, führt dazu, dass man X mit Y oder Z vergleicht. In diesem banalen Sinne ist die Soziologie immer vergleichend. Auch jede statistische Analyse arbeitet stets mit mehreren Fällen, deren Gemeinsamkeiten oder Unterschiede etwa zur Berechnung von statistischen Kennwerten benutzt werden. Dennoch wird man dieses *implizite* Verständnis einer *expliziten* komparativen Methodik gegenüber stellen wollen. In diesem Sinne stellt die Komparation eine genuine Methodik dar, die häufig von makrosoziologischen Untersuchungen eingesetzt wird, um etwa die Entwicklungsverläufe von Gesellschaften, Kulturen, Organisationen oder sonstigen Einheiten miteinander zu kontrastieren. In einem weiteren Sinne aber ist der Vergleich nicht eine einfache Methode unter anderen, sondern, wenn man so will, eine »Meta-Methode«, die mit unterschiedlichen Techniken, auf unterschiedlichen Aggregationsniveaus und mit unterschiedlichen Zielsetzungen arbeitet. Er kann stärker generalisierend oder stärker individualisierend eingesetzt werden, er kann sich quantitativer oder qualitativer Techniken bedienen. In einen soziohistorischen Vergleich können also Ergebnisse einfließen, die mit ganz unterschiedlichen Techniken gewonnen werden.

Dies zeigt sich an einer klassischen Studie. Theda Skocpol untersucht in »States and Social Revolutions« (1979), welche gesellschaftlichen Strukturen Bedingung für den Ausbruch sozialer Revolutionen sind. Ihr Ziel ist der Nachweis von kausalen Bedin-

gungsverhältnissen. Sie sucht diejenigen Faktoren zu identifizieren, die in Frankreich, China und Russland 1917 zu einer Revolution geführt haben, und will nachweisen, dass in den ›negativen‹ Fällen (Preußen, England, Japan), in denen Revolutionen ausblieben, bestimmte dieser Faktoren nicht nachzuweisen sind. Sie identifiziert zwei hauptsächliche Ursachen für die Entstehung von Revolutionen: »I have argued that (1) state organizations susceptible to administrative and military collapse when subjected to intensified pressures from more developed countries from abroad and (2) agrarian sociopolitical structures that facilitated widespread peasant revolts against landlords were, taken together, the sufficient distinctive causes of social-revolutionary situations commencing in France, 1789, Russia, 1917, and China, 1911« (ebd.: 154).

In ihrer Analyse arbeitet Skocpol mit unterschiedlichen Vergleichstechniken (vgl. Mahoney 1999). Sie selbst nennt die »method of agreement« und die »method of difference« von John Stuart Mill (1806-1873) (vgl. Mill 1967). Mit der einen identifiziert sie diejenigen Faktoren, die ihres Erachtens kausal verantwortlich für das Entstehen von Revolutionen sind, mit der anderen versucht sie das Fehlen dieser Faktoren in den negativen Fällen nachzuweisen. Diese beiden klassischen Vergleichstechniken sind *nominaler* Art. Daneben benutzt Skocpol aber uneingestandenmaßen noch eine *ordinale* Vergleichstechnik, die Mills »method of concomitant variation« ähnelt. Und schließlich gibt es ›böse‹ Zungen, die behaupten, ihre Studie wäre nicht instruktiv ob der verwendeten Vergleichstechniken, sondern aufgrund der Erzählung der einzelnen Revolutionen selbst: sie biete einleuchtende Narrationen an. Halten wir also fest: In Skocpols soziohistorischen Vergleich fließen verschiedene Vergleichstechniken, aber auch Narrationen von historischen Einzelfällen ein.

Auf eine Darstellung der *ordinalen*, also durch Rangordnungen konstituierten Vergleichstechnik muss an dieser Stelle verzichtet werden. Kommen wir aber auf die nominalen Techniken zu sprechen. Schon die proto-soziologischen Klassiker wie die Schottischen Moralphilosophen (John Millar, Adam Ferguson oder Adam Smith), wie Baron de Montesquieu oder Alexis de Tocqueville benutzten diese Methodik in einer extensiven Weise. Auch

stellt der soziohistorische Vergleich beileibe kein Refugium der Soziologie dar. Spätestens mit Marc Blochs Untersuchung über die feudale Gesellschaftsordnung (Bloch 1969) gehört er zum zentralen methodischen Instrumentarium der geschichtswissenschaftlichen Forschung, und als Soziologe muss man neidvoll anerkennen, dass die Diskussionen der Historiker denjenigen der Historischen Soziologen an Raffinesse (vgl. Haupt/Kocka 1996; Kaelble/Schriewer 1999, 2001) und Problembewusstsein (vgl. Welskopp 1995; Osterhammel 2001) überlegen sind.

Eine erste logische Konsolidierung ist John Stuart Mill zu verdanken. Mills Vergleichslogik dient in der heutigen Soziologie trotz aller Kritik (z.B. von Buroway 1989; Arts/Halman 1999) noch immer häufig als Maßstab. Mill versteht die verschiedenen Techniken der komparativen Methode als quasi-experimentelle Methoden. Für diejenigen Wissenschaften, die, aus welchen Gründen auch immer, auf Experimente verzichten müssen, stellen sie die wesentliche Methodik einer induktiven Forschungsstrategie dar (obwohl umstritten ist, ob Mill sie auch als für die Sozialwissenschaften geeignet angesehen hat). Vor allem zwei der von Mill aufgezeigten Vergleichstechniken sind für die Historische Soziologie von Interesse, die »method of agreement« und die »method of difference« (Neben diesen beiden Methoden benennt Mill (1967) noch die »method of residues«, die Restmethode, und die »method of concomitant variations«, die aber für die Historische Soziologie weniger von Interesse sind). Beide setzen ein bestimmtes Prinzip der Kausalität voraus, welches heißt: ›Wenn A, dann B, und wenn B, dann A‹. Diesem Prinzip der Kausalität zufolge können also zwei Ereignisse, Dinge oder Aspekte der Realität A und B als Ursache und Wirkung bezeichnet werden, wenn A notwendigerweise B vorausgeht und B notwendigerweise auf A folgt.

Die Methode der Übereinstimmung (»method of agreement«) ist die einfachste, aber auch problematischste unter ihnen. Sie postuliert Folgendes: Man untersucht Faktorenbündel, die für zwei oder mehrere Fälle ($x_1, x_2 \dots x_n$) eines Phänomens Y verantwortlich sein können. Wenn sich herausstellt, dass in den Faktorenbündeln ein oder mehrere Faktoren übereinstimmen, dann

können sie als die Ursache des Phänomens betrachtet werden. Oder formal beschrieben:

»Method of agreement«

Fall x_1	Fall x_2	Fall x_3
a	b	c
d	e	f
g	g	g
y	y	y

Man stellt fest, dass der Faktor g in allen Fällen vorliegt, während die anderen Faktoren nur wahlweise auftreten und entsprechend eliminiert werden können. Der Faktor g und das zu analysierende Phänomen Y scheinen eine invariante kausale Beziehung darzustellen. Die »method of agreement« ist also eine Methode, der es um die Eliminierung von Scheinursachen und um die Feststellung von invarianten Beziehungen geht. Aber ihre Schwächen liegen auf der Hand. Zunächst einmal müsste man überprüfen, ob auch die umgekehrte Relation »non-g bedingt non-Y« gilt, ob also nicht nur eine positive, sondern auch eine negative Korrelation vorliegt. Aber auch dann stellt sich noch immer die Frage, ob nicht andere kausale Faktoren oder Faktorenverknüpfungen übersehen werden. Oder ob es nicht unidentifizierte Faktoren gibt, die sowohl für g wie für Y kausal verantwortlich gemacht werden können. Das größte Problem stellt jedoch die Frage der multiplen Kausalität dar, dass also verschieden kombinierte Faktoren ein Ergebnis in unterschiedlicher und eben nicht in übereinstimmender Weise verursachen können.

Die Methode des Unterschieds (»method of difference«) besteht in einer doppelten Anwendung der Methode der Übereinstimmung. Sie benutzt im Unterschied zu dieser jedoch negative und nicht nur positive Korrelationen. Nehmen wir an, ein Historischer Soziologe stellt fest, dass Y von a, b, c und d verursacht wird. Um dieses Ergebnis zu kontrollieren, wendet er sich in einem zweiten Schritt negativen Fällen zu, also Fällen, in denen Y nicht auftritt. Wenn non-Y dabei immer korreliert mit der Abwe-

senheit eines Faktors d, der bei den positiven Fällen auftritt, dann kann davon ausgegangen werden, dass d ein Teil der Ursache für Y ist.

»Method of difference«

Fall x_1	Fall x_2
a	a
b	b
c	c
d	nicht d
y	nicht y

Die Methode des Unterschieds kommt zu einer Schlussfolgerung, indem sie negative Fälle und negative Faktoren eliminiert. Faktoren, welche sowohl bei negativen wie bei positiven Fällen vorliegen, können die Verschiedenheit der Ergebnisse nicht erklären, sondern nur solche Faktoren, die in den positiven Fällen auftreten, in den negativen Fällen nicht. Die Methode des Unterschieds kann auch zur Kontrolle von konkurrierenden Hypothesen eingesetzt werden. Wenn die Hypothese lautet, dass a die Ursache von Y sei, es sich aber auch Fälle nachweisen lassen, wo zwar a, aber nicht Y auftritt, dann kann diese Hypothese als widerlegt gelten. Aber auch diese Technik weist natürlich Probleme auf, wobei das größte wiederum die multiple Kausalität darstellt.

Beide Vergleichstechniken sind *nominaler* Art. Sie benutzen Kategorien, die sowohl exhaustiv (alle Fälle müssen einer Kategorie angehören) als auch exklusiv (alle Fälle können nur einer Kategorie angehören) sind. Beide setzen zudem ein deterministisches Kausalverständnis voraus. Die »method of agreement« dient dazu, *notwendige* Ursachen zu identifizieren, während die »method of difference« *hinreichende* Ursachen aufdeckt. Auch die von Charles Ragin (1987) empfohlene Vergleichstechnik, die auf der Basis der Boole'schen Algebra arbeitet, kann als eine Methode betrachtet werden, die eine deterministische Kausalität unterstellt (vgl. Mahoney 2003: 343). Diese Methode setzt sich zum Ziel, verschiedene Kombinationen von Variablen als hinreichende Ursache für Explananda zu entdecken. Sie ist also nicht wie die Me-

thoden der Übereinstimmung bzw. der Differenz darauf festgelegt, *singuläre* Variablen als unabhängige Variablen zu bestimmen, sondern sie geht von *Variablenkombinationen* aus. Damit versucht Ragin, eine Methode zu entwickeln, die die multiple Kausalität der Phänomene zu berücksichtigen in der Lage ist. Das »Small-N«-Problem herkömmlicher Komparatistiken soll gelindert werden, indem zwischen den einzelnen Fällen ein Maximum an Vergleichsoperationen hergestellt wird.

Eine probabilistisch orientierte Methode wird hingegen in der »Fuzzy Set Social Science« von Ragin (2000) diskutiert. Der Gebrauch von »Fuzzy Sets« ermöglicht es, Fälle nicht nur allgemein einer Kategorie zuzuordnen, sondern Grade der Zuordnung zuzulassen und dadurch wesentlich feinkörnigere Vergleichsoperationen zu erreichen als bisher möglich. So können beispielsweise Staaten nicht nur unter die Kategorien »Sozialstaat« oder »Non-Sozialstaat« subsumiert werden, sondern es können Grade von 0 bis 1 formuliert werden, hinsichtlich derer sie diesen Kategorien zuzuordnen sind. Die »Fuzzy Set Social Science« soll Korrelationsanalysen ersetzen, die mit zu starken Annahmen hinsichtlich der Homogenität der Fälle und der linearen Verursachung operieren.

Man kann grob zwei Formen der kausalen Komparatistik unterscheiden (vgl. Ragin 1987). Der *generalisierende* (oder konvergente) Vergleich untersucht die Beziehung zwischen Variablen in verschiedenen Fällen. Sein Ziel besteht darin, zu generellen Aussagen über die Kausalzusammenhänge zwischen Variablen von einzelnen Fällen zu kommen. »Generalisierung« heißt hier nicht, wie in den universalisierenden, variablen-orientierten Methoden, eine Generalisierung von Aussagen über die Beziehung zwischen Variablen, sondern die Generalisierung von Aussagen über einzelne Fälle. Der *individualisierende* Vergleich, auch divergenter oder kontrast-orientierter Vergleich genannt, betrachtet hingegen in erster Linie die Fälle als solche. Er bezweckt, »historische Individuen« miteinander zu vergleichen und setzt sich zum Ziel, diese in ihrer individuellen Konkretheit zu betrachten. Theorien können dann eine andere Funktion haben als in den generalisierenden Ansätzen, denn sie dienen nicht der Deduktion von zu prüfenden Hypothesen, sondern der Aufschlüsselung und Explo-

ration der Fälle. Vergleiche können also dazu dienen, ein Allgemeines zu finden oder die Individualität des Verglichenen schärfer zu fassen – so schon klassisch Otto Hintze (1964).

Typisch für die generalisierende Variante sind die Untersuchungen von Barrington Moore (vgl. S. 37) oder Theda Skocpol (s. S. 76). Prominente Beispiele für die individualisierende Variante liegen in der lange Zeit von Soziologen und Historikern untersuchten Frage vor, ob das politische System in Deutschland im Vergleich mit anderen westlichen Ländern einen Sonderweg in seiner Entwicklung genommen hat. Auch die berühmte Frage von Max Weber: »Welche Verkettung von Umständen hat dazu geführt, dass gerade auf dem Boden des Okzidents, und nur hier, Kulturerscheinungen auftraten, welche doch – wie wenigstens wir uns gern vorstellen – in einer Entwicklungsrichtung von *universeller* Bedeutung und Gültigkeit lagen?« (1988e: 1), stellt eine typisch individualisierende Vergleichsfrage dar. Besonders prominente Beispiele individualisierender Historischer Soziologie finden sich in den Arbeiten von Charles Tilly (vgl. S. 35) oder Reinhard Bendix (1977, 1978). Jüngere Versuche, den individualisierenden Vergleich insbesondere in methodischer Hinsicht zu verfeinern, liegen in Gestalt der »Qualitative Comparative Analysis« (QCA) vor (vgl. Ragin 1987).

Die Unterscheidung zwischen generalisierendem und individualisierendem Vergleich lässt sich selbstverständlich noch weiter ausdifferenzieren. Antoon A. Van den Braembussche (1989) differenziert zwischen fünf verschiedenen Vergleichsformen: den kontrastierenden, generalisierenden, universalisierenden, inklusiven und makrokausalen Vergleich. Vielbeachtet ist auch die Kategorisierung von Charles Tilly (1984). In einem zweidimensionalen Feld trägt er auf der einen Achse die *Zahl*, auf der anderen Seite die *Komplexität* der untersuchten Fälle ein und kommt dabei zu folgender Kreuztabellierung:

- der *individualisierende* Vergleich: nimmt die Spezifizierung wenigstens *einer Variable* in mindestens *zwei Fällen* vor;
- der *umfassende* Vergleich (»encompassing comparison«): arbeitet möglichst *alle konstitutiven Elemente* für *einen Fall* aus;

- der *generalisierende* Vergleich: nimmt die Spezifizierung wenigstens *einer Variable* in möglichst *vielen Fällen* vor;
- der *variationsorientierte* Vergleich: arbeitet möglichst *viele Variablen* in *vielen Fällen* ab.

Es ist offensichtlich, dass diese Formen nicht eindeutig voneinander abgrenzbar sind und durchaus in der Forschung auch miteinander kombiniert werden können. Alle Vorgehensweisen haben aber auch ihre Probleme: Wie bestimmt man die Fälle? Es wird vorausgesetzt, dass es distinkte, singuläre Entitäten wie beispielsweise Nationen, Staaten, Gesellschaften, Wirtschaftssysteme, Revolutionen, Soziale Bewegungen, Mentalitäten oder andere makro- oder mikrosoziale Einheiten gibt, die in Bezug zueinander gesetzt werden können. Können die einzelnen Fälle überhaupt sinnvoll miteinander verglichen werden? Handelt es sich nicht um »historische Individuen«, die, wenn sie hinreichend konkretisiert werden, in einem unvergleichlichen Netz singulärer Beziehungen eingebettet sind? Der Forscher ist versucht, sich in der inneren Unendlichkeit seines Falls zu verlieren und theoretische Fragen und Problemstellungen außen vor zu lassen.

In der variablen-orientierten Vorgehensweise besteht das Problem in der Reliabilität der Begriffe und Variablen, die man als »tertium comparationis« bestimmt. Inwiefern können sie als Vergleichsgesichtspunkte dienen? Geht nicht der Bezug auf Fälle verloren, die als Gegenstand durch eine rein analytische Material- und Datenbasis ersetzt werden? Die historische Individualität der Ereignisse und Konstellationen wird ausgeschaltet, sie werden zu Variablen verdichtet. Einen in dieser Hinsicht extremen Standpunkt vertreten solche Historischen Soziologen, die nach generellen bzw. universalen kausalen Regel- bzw. Gesetzmäßigkeiten suchen (so z.B. Kiser/Hechter 1991). Dies würde zwar eingestandenmaßen zu »some loss of descriptive accuracy« (ebd.: 21) führen, aber das sei nun einmal der Preis, der zu bezahlen ist. Der individualisierende Theoretiker würde hierauf entgegenen, dass es nicht um »descriptive accuracy« geht, sondern um eine adäquate Erklärung der spezifischen Konstellationen.

Wie jede Sozialforschung, so ist auch die komparative Histori-

sche Soziologie von einer Vielzahl von theoretischen und methodischen Entscheidungen abhängig (vgl. Sartori 1991; Sewell 1998; Spohn 1998b). Sie betreffen in erster Linie das Erkenntnisziel und die Forschungslogik: Was soll mit dem Vergleich erreicht werden? Davon abhängig ist die Anzahl sowie die Auswahl der Vergleichsfälle. Zieht man diachrone oder synchrone Vergleiche, d.h. vergleicht man Fälle unterschiedlicher Zeiten oder Epochen oder achtet man auf eine gewisse Gleichzeitigkeit? Führt man Partial- oder Totalvergleiche, symmetrische oder asymmetrische Vergleiche? Und schließlich: Wieso dienen Vergleiche in der Regel nur dazu, Gleiches, Ähnliches oder Unterschiedliches zu identifizieren? Eine andere Möglichkeit bietet die Funktionalanalyse an, in der es darum geht, soziohistorische Phänomene als spezifische Lösungen spezifischer Probleme zu begreifen und dann die Vergleichbarkeit dieser Phänomene auf der Basis der Frage zu organisieren, inwiefern und wie sie diese Probleme lösen. Dieser funktionale Vergleich wird aber nur von der »Systemtheorie« Niklas Luhmanns nachhaltig eingesetzt (vgl. S. 45). All dies sind für den Forschungsverlauf selbst wichtige Entscheidungsstationen. Aber substantieller als diese Probleme stellen sich vier zentrale Fragestellungen dar, die den Wert und die Stellung der vergleichenden Methode selbst betreffen:

Comparison and singularity: Alle Objekte, die man vergleicht, sind historisch singulär. Sie haben eine singuläre Geschichte, einen singulären Entstehungszusammenhang und stehen in singulären Beziehungen zur ihrer soziohistorischen Umwelt. Durch die Operationen des Vergleichens werden diese Objekte aber zunächst einmal gleich gesetzt und einer gemeinsamen Kategorie subsumiert. Jeder Vergleichsoperation ist ein reifizierendes, artifizielles Momentum inhärent. Jeder methodische Vergleich muss sich diesem Problem stellen.

»*Small-N*«: Das »Small-N«-Problem besteht darin, dass in aller Regel die Einheiten, die man untersuchen kann, nur in einer geringen Zahl vorkommen (vgl. Mahoney 2000c). Nach Goldthorpe (2000: 52) besteht das Problem genauer noch darin, dass die schmale Grundgesamtheit keine hinreichenden Informationen bietet, um die anspruchsvollen Fragen Historischer Soziologie beantworten zu können. Und dennoch wird auf der Basis von

»Small-N«-Daten auf »big conclusions« geschlossen, wie ein ironischer Einwurf lautet (vgl. Lieberson 1992). Dieses Problem betrifft insbesondere die makrosoziologische komparative Soziologie. Im Unterschied zu Individuen, die zu großen Klassen aggregiert werden können (Studenten, Wähler, Einwohner etc.), bleiben Revolutionen, Staaten, Nationen, Modernisierungspfade etc. dauerhaft eine relativ schmale Datenbasis.

»Galton's Problem«: Damit ist die Frage betroffen, ob die Vergleichsfälle voneinander unabhängig sind oder nicht. Nur selten ist die Lage so einfach wie in dem von Marc Bloch (1969) analysierten Beispiel, dass die westeuropäischen Gesellschaften des Hochmittelalters und die gleichzeitige japanische Gesellschaft eine hohe »äquifunktionale« Strukturähnlichkeit aufweisen, obwohl sie sich wechselseitig nicht beeinflussten. Beide können unter das gemeinsame Etikett des Feudalismus subsumiert werden. Wenn man hingegen die japanische und die westeuropäische Gesellschaft des 20. Jahrhunderts miteinander vergleicht, so kann man nicht mehr von gleichsam autochthonen Exemplaren ausgehen, denn es ist gewiss, dass sich die Strukturen durch wechselseitige Beziehungen beeinflussen und konstituieren. Wenn also Diffusionen oder sonstige Prozesse verantwortlich für die Eigenschaften der Vergleichsfälle sind, dann ist es wohl sinnvoller, diese Prozesse zu untersuchen – eine Folgerung, die im Rahmen der »Weltsystemanalyse« (vgl. S. 43) gezogen wird. *Galton's Problem* untergräbt tendenziell die Vergleichslogik, insbesondere diejenige des generalisierenden Vergleichs.

Black box-Problem: Dieses ist das zentrale Problem der soziologischen Komparatistik überhaupt. Es besteht darin, dass uns soziologische Analysen nicht darüber informieren, was in einem Fall vor sich geht und welche Prozesse sich dort abspielen. So mögen beispielsweise Revolutionen hinsichtlich ihrer unabhängigen Variablen hinreichend untersucht sein und wir könnten wissen, welcher Input zu welchem Output führt – die Revolution selbst aber bleibt in ihrer kausalen Genese und Entwicklung eine »black box«. Oder um auf die Untersuchung von Theda Skocpol (1979) zurück zu kommen: Viele Historische Soziologen finden ihre Studien nicht deshalb impressiv, weil sie ordinale oder nominale Vergleichstechniken anwendet, sondern weil sie meister-

hafte Narrationen über den Hergang der verschiedenen Revolutionen einbezieht. Die induktive Vergleichsmethodik ist nicht in der Lage, die prozessuale Entwicklung über die Zeit hinweg in den einzelnen Fällen zu verfolgen. Wenn sie dies tut, dann steht die Narration außerhalb des methodischen Vergleichs.

Narrationsanalysen

Nicht der systematische Vergleich von einzelnen Revolutionen, sondern deren Narration trägt wider Willen die eigentliche explanative Last in der Arbeit von Theda Skocpol (1979) – so sehen es zumindest manche Rezensenten. Obwohl Skocpol die Narrationen nur als einführendes Beiwerk und nicht als eine methodische Strategie versteht, erhellt sie narrativ die verschiedenen Strukturmuster, denen die von ihr analysierten Revolutionen folgen. Sie stellt Revolutionen als das Ergebnis von aufeinander folgenden, sich wechselseitig bedingenden, temporal geordneten Ereignissen dar.

Narrationen geben die »conjunctural causation« von Ereignissequenzen wieder. Sie befassen sich damit, wie und in welchen Sequenzen Ereignisse aneinander anschließen und dadurch Prozesse konstituieren. Dabei kann es sich um Handlungen in Interaktionen, um kollektive Mobilisierungen oder um die Preisentwicklungen von Gütern handeln. Dies ist aber auch der einzige Punkt, der einer gewissen Klarheit nicht entbehrt. So ist oftmals ungeklärt, ob es sich bei Narrationen um pure Datensammlungen, um reale Prozesse oder um Erzählungen, um Interpretationen von oder um Hypothesen über reale Prozesse handelt. Großen Einfluss hat die Explikation von Lawrence Stone (1979: 10): »Narrative is taken to mean the organization of material in a chronologically sequential order and the focusing of the content into a single coherent story, albeit with sub-plots.« Auch andere Autoren betonen diese Momente und definieren eine Narration als »the portrayal of social phenomena as temporally ordered, sequential, unfolding, and open-ended ›stories‹ fraught with conjunctures and contingency« (Griffin 1992: 405). Andere, wie David Carr (1986), betrachten Narrationen als ontologische Phänomene, die zentrale Muster der temporalen Orientierung des sozia-

len Lebens überhaupt darstellen. In diesem Fall handelt es sich um »ontological narrations« (Somers 1994: 620).

Wir verstehen hier (mit Abbell 1987) Narrationen als eine Methode, aber (entgegen Abbell 1987) nicht als eine, die auf die Analyse und Rekonstruktion von Handlungen beschränkt bleiben muss, sondern gerade auch der Analyse und Rekonstruktion von soziohistorischen Prozessen dienen kann (vgl. auch Griffin 1995; Franzosi 1996; Gotham/Staples 1996; Franzosi/Mohr 1997; Isaac 1997; Franzosi 1998; Bryant 2000; Bütthe 2002). Es handelt sich nicht um Erzählungen, sondern um ein methodisches Verfahren der Bildung von Hypothesen über reale Prozesse mit dem Ziel, Sequenzen von Ereignissen zu erklären. In der Literatur wird die Narrationsanalyse deshalb auch »process tracing« genannt. Eine Beschreibung gibt Jack Goldstone (2003: 47f.): »Process tracing consists of analyzing a case into a sequence (or several concatenating sequences) of events and showing how those events are plausibly linked given the interests and situations faces by groups or individual actors. [...] Process tracing involves making deductions about how events are linked over time, drawing on general principles of economics, sociology, psychology, and political science regarding human behavior.«

Narrationen haben eine zweifache Aufgabe. Zunächst handelt es sich um *interpretierte Datensammlungen* im Sinne von Chroniken oder Erzählungen, die schon die wichtigsten Stationen in einer Kette von Ereignissen beinhalten. Wenn man etwa mit Hilfe der Narrationsanalyse die Genese des deutschen Nationalsozialismus erforschen möchte, so besteht eben der erste analytische Schritt darin, die Quellen über Ereignisse und Zustände nicht nur in einen sachlichen und temporalen Zusammenhang zu stellen, sondern durch implizite theoretische Annahmen die Bedeutung von Ereignissen und Zuständen zu gewichten, um implizite Hypothesen über ihre Zusammenhänge zu stiften. Narrationen gehen weit über positivistische Datensammlungen hinaus, da sie stets Interpretationsleistungen und Hypothesenbildungen voraussetzen oder das, was der Historiker die geschichtswissenschaftliche »Phantasie« (so Fried 1996) oder die historische Urteilskraft nennt. Der zweite Schritt besteht in dem, was Robin Stryker (1996) als »strategic narrative« bezeichnet: In Abhängig-

keit von Theoriemodellen und Erklärungslogiken müssen *Hypothesen über die Ereignissequenzen* gebildet werden. Narrationen befürworten kausale Erklärungen, die sensitiv auf den historischen Kontext bezogen sind. Wo nominale oder ordinale Vergleichstechniken hochaggregierte Variablen in ihren Bedingungsverhältnissen analysieren, besitzen Narrationen eine Tendenz zur Disaggregation. Sie lösen Variablen in Segmente, in Relationen, in mögliche Beziehungen und in Mikroelemente auf – und in diese Tendenz zur Disaggregation ist keine immanente Stopregel eingebaut, sondern sie ergibt sich aus forschungspragmatischen Gesichtspunkten. Eine häufig praktizierte Methode innerhalb der Narrationsanalysen stellt die »event-structure analysis« von Larry J. Griffin (1993) dar, die sich zum Ziel setzt, auch unter Einschluss von kontrafaktischen Überlegungen diejenigen Ereignisse in einer Geschichte und damit die Sequenz dieser Geschichte zu identifizieren, die eine besondere kausale Relevanz aufweisen.

Narrationsanalysen werden in einer Vielzahl von Historischen Soziologien unterschiedlicher methodologischer Provenienz eingesetzt. Sie können mit unterschiedlichen Erklärungslogiken verbunden werden, insbesondere mit den vier Formen soziohistorischer Erklärung, der kausalen, genetischen, narrativen und der mechanistischen Erklärung (vgl. S. 66), und die Antwort darauf, wie Narrationen erklären, ergibt sich zudem aus den zugrunde gelegten Erklärungsmodellen.

4. Erklärungsmodelle

Die Historische Soziologie ist ebenso wie die Allgemeine Soziologie arm an *expliziten* Theoriemodellen. Die meisten Forschungslogiken (wie beispielsweise die variablensoziologische oder die idiographische) sind nicht an expliziter Modellbildung orientiert. Für die Historische Soziologie sind es insbesondere zwei Modellierungen, die in den letzten Jahren in der Theorieentwicklung relevant in den Vordergrund getreten sind: jene einer mikrologischen und jene einer prozessualen bzw. temporalen Dimension.

Mikrologische Modelle

Diese Modelle gehen davon aus, dass eine Makroebene *durch eine Mikroebene erklärt* werden kann. Dabei gibt es aber unterschiedliche Vorstellungen darüber, woraus die Makroebene besteht und durch welche Faktoren die Mikroebene besetzt werden kann. Auch darüber, was ›Erklärung‹ heißt, gibt es durchaus divergente Auffassungen, aber man dürfte sich darauf verständigen können, dass es nicht um die Anführung von deterministischen Faktoren, sondern um probabilistische Faktoren geht – Faktoren also, die die Wahrscheinlichkeit erhöhen, dass Zustände auf der Makroebene eine gewisse Form annehmen. Das berühmteste mikrologische Modell ist sicherlich das so genannte »Modell der soziologischen Erklärung«, die berühmte ›Badewanne‹ von James Coleman oder Hartmut Esser (1993). Aber auch die schon besprochenen ›Mechanismen‹ stellen ein mikrologisches Modell dar. Mikrologische Modelle erklären Ereignisse, Sachverhalte, Strukturen oder Situationen einer höheren Aggregatebene (›Makro‹) durch Faktoren einer niedrigeren Ebene (›Mikro‹). (Da es sich nicht um spezifische Modelle der Historischen Soziologie handelt, können wir sie an dieser Stelle nicht weiter abhandeln; es sei jedoch auf das sechsbändige Werk von Hartmut Esser (1999-2001) verwiesen, der am Beispiel vieler soziologischer Themen die analytische Furchtbarkeit dieses Modells demonstriert.)

Prozessmodelle

Unter »Prozessmodellen« oder »Trajektorien« können Modelle über die Entwicklung von *sozialen Prozessen* verstanden werden. Prozesse können ihrerseits als Sequenzen von zeitlich irreversiblen Ereignissen betrachtet werden: Prozesse – und Strukturen als die Formen, in denen Ereignisse aufeinander bezogen werden – reproduzieren sich in und durch Ereignisse. Als basale Elemente von Prozessen setzen Ereignisse prozessuale Verläufe fort oder bringen sie zum Abbruch. Ein Ereignis kann definiert werden als ein »historically singular happening [...] taking place in a particular time and place« (Griffin 1992: 414). Der Begriff des »Ereignisses« wird also in einer sehr breiten Weise verwendet – sowohl der

Erste Weltkrieg, das Erdbeben von Lissabon, die Machtergreifung der Nationalsozialisten wie auch die Entstehung des Kapitalismus können insofern als Ereignisse aufgefasst werden (die wiederum in eine Unzahl von Subereignissen zu spezifizieren wären). Auch die Geschichtstheorie fasst alle Begebenheiten unter die Kategorie des Ereignisses (vgl. Hölscher 2002). Ereignisse sind identifizierbar dadurch, dass sich ein Vorher und ein Nachher unterscheiden lassen, also eine vorhergehende soziale Struktur von einer nachfolgenden sozialen Struktur oder ein vorangegangener Prozess von einem nachfolgenden Prozess. Ereignisse lassen sich also nur beobachten vor dem Hintergrund, dass sich strukturelle Zustände oder prozessuale Verläufe ändern.

Wie konstituiert sich *die Einheit* von Prozessen oder die Einheit von Geschichten? In der Soziologie stehen hierfür drei Kandidaten bereit: Konstruktion, Kausalität und Selbstreferenz. Die *erste* Option, Prozesse als Produkte von reinen Konstruktionsprozessen zu betrachten, ist bei aller notwendigen Berücksichtigung der konstruktiven Momente und Bedingungen die für die Historische Soziologie unergiebigste. Sie wird beispielsweise in der Geschichtstheorie von Haydon White (1990) oder jüngst von Hans Ulrich Gumbrecht (2001) vertreten, unter dessen Hand sich Geschichte in ein Konglomerat von Elementarereignissen auflöst, die nur noch durch die Kraft des Historikers zusammenfinden. Prozesse werden, und dies ist die *zweite* Option, als Kausalprozesse aufgefasst, die ›Kräfte‹ übertragen. Sie beginnen bei bestimmten Ursachen und hören bei bestimmten Wirkungen auf bzw. bestehen aus spezifischen Mechanismen, die Ursache und Wirkung miteinander verbinden. Ereignisse werden dementsprechend als Kausalfaktoren aufgefasst, entweder als spezifische Ursachen oder als spezifische Wirkungen, auf jeden Fall als Elemente, die eine bestimmte Differenz von Vorher und Nachher ausmachen. Das Problem dieser Auffassung liegt in der Bestimmung und in der Zuschreibung von Kausalität. Die seltener vertretene, *dritte* Option setzt nicht auf Kausalität, sondern auf Selbstreferenz. Prozesse bestehen demzufolge aus Ereignissen, die selbst- und fremdreferentiell aufeinander Bezug nehmen. Dieser Auffassung nach werden in Prozessen oder zwischen Ereignissen keine Kräfte übertragen, sondern die Ereignisse produzieren wechselseitig

füreinander Selektionshorizonte, in denen sie sich für sich bestimmen können. Ein früheres Ereignis eröffnet einen sinnhaften Horizont, einen Rahmen mit bestimmten Optionen und Selektionsmöglichkeiten, in dem sich das spätere Ereignis sinnhaft orientieren und eine bestimmte Option wählen kann. Der Gewinn der Fußballweltmeisterschaft 1954 steht beispielsweise in keinem kausalen Zusammenhang zu der Niederlage des nationalsozialistischen Regimes 1945, wohl aber, wie nicht nur die Nachgeborenen wissen, in einem sinnhaften insofern, als er von vielen als eine entscheidende Etappe zur ›Normalisierung‹ interpretiert werden konnte. Diese Konzeption wird, ausgehend von Reinhart Koselleck (1979, 2000), vornehmlich in der Systemtheorie, jüngst aber auch wieder in der Geschichtstheorie von Lucian Hölscher (2003) vertreten, lässt sich aber ohne Probleme auch mit methodologisch-individualistischen Auffassungen verbinden. Das Problem dieser Auffassung von selbstreferentiellen Prozessen – oder, wenn man so will, von Kausalität nicht als ›Kraft‹-Phänomen genommen, sondern als Differenzübertragung – besteht darin, dass die Modi und Formen selbstreferentieller Bestimmung weitgehend ungeklärt sind.

Prozesse stellen also Sequenzen von Strukturänderungen dar, die durch Ereignisse angezeigt werden. Als ein Beispiel mag etwa die Französische Revolution gelten, die eine vorrevolutionäre ›absolutistische Gesellschaftsform‹ in eine ›bürgerliche Gesellschaft‹ transformiert. Dieses Beispiel ist natürlich übersimplifiziert, kann aber verschiedene Gesichtspunkte deutlich machen: Die Ereignisse können in sich wiederum hochkomplex sein. Die Zusammenfassung einer Vielzahl von Mikroereignissen zu einem Makroereignis verdankt sich pragmatischen Gesichtspunkten, die sich daran orientieren, wo Ursachen und Wirkungen vermutet werden. Dieses Beispiel kann auch zeigen, dass Ereignisse in vielerlei Hinsichten nur ephemere Transformationsknoten darstellen, denn in der Regel werden soziale Tiefenstrukturen durch sie nicht erreicht. Dies war einer der Gesichtspunkte, der Fernand Braudel (1949, 1992) dazu veranlasste, verschiedene temporale Ebenen im prozessualen Geschehen der Transformation von Gesellschaften zu unterscheiden (vgl. S. 17). Die Historische Soziologie muss diesen Hinweis von Braudel annehmen, aber sie kann

natürlich nicht so ohne weiteres an diesem aus soziologischer Sicht unterkomplexen Modell anknüpfen. Sie muss verschiedene soziale Strukturmuster und Aggregationsformen und deren prozessuale Logiken unterscheiden. Zudem ist die Unterscheidung zwischen einer Ereignis- und verschiedenen Strukturebenen kaum zu halten, denn, wie schon oben formuliert, Strukturen und Prozesse reproduzieren sich durch Ereignisse. Anders als viele Soziologen und manche Historiker fassen wir hier Ereignisse also nicht als ephemere, oberflächliche Phänomene auf, sondern gehen von einer wechselseitigen Strukturierung, einem wechselseitigen Bedingungsverhältnis von Ereignissen einerseits, Strukturen und ihren prozessualen Verläufen andererseits aus. Dennoch: Der Hinweis, dass sich soziohistorische Prozesse anhand ihrer Dauer und Geschwindigkeit differenzieren lassen, ist unverzichtbar.

Man kann Prozesse hinsichtlich verschiedener Kriterien unterscheiden. Eine erste Unterscheidung betrifft jene von konjunkturellen und eigendynamischen Prozessen (eine ähnliche macht Homans 1967 zwischen divergierenden und konvergierenden Sequenzen). *Konjunkturelle* Prozesse sind additiv, in ihnen beziehen sich Ereignisse A, B, C ... N in einer kontingenten Weise aufeinander. Die Prozesse selbst sind gegenüber den Ereignissen kausal unterdeterminiert und nur historisch erklärbar. *Eigendynamische* Prozesse entfalten hingegen prozessual eine eigene Dynamik gegenüber den Ereignissen, die mehr oder weniger in den ›Lauf der Dinge‹ gezwungen werden. Sie entwickeln dadurch eine ihnen eigene Kausalität und Linearität. Es ist offensichtlich, dass die Historiker eher ein konjunkturelles Verständnis von historischen Prozessen haben, die Soziologen eher, aber nicht nur, ein eigendynamisches.

Ein weiteres wichtiges Kriterium stellt das zugrunde gelegte *Temporalschema* dar. Mit William H. Sewell (1996b) lassen sich grundsätzlich drei temporale Formen von Prozessen benennen: teleologische, experimentelle und ereignishaft. Larry J. Griffin (1992) spricht statt von experimentellen von kontextuellen Prozessen. Die *teleologische Zeit* ist diejenige historische Zeit, die einen Prozess zu einem festgelegten Endpunkt führt. Teleologische Prozesse sind also Prozesse, die auf ein fixiertes Ziel zulaufen.

Die Historische Soziologie sieht von solchen Prozessen, sofern es sie überhaupt geben mag, ab. In vielen Fraktionen der Historischen Soziologie geht man von einer *experimentellen* oder *kontextuellen Zeit* aus. Damit ist gemeint, dass Zeit nur als kontextueller Faktor in Betracht kommt. Sewell und Griffin gehen hingegen wie der Narrationsansatz insgesamt von der Ereigniskonzeption der Zeit aus. Die *Ereigniszeit* zielt auf die Relationierung von Ereignissen in einer Ereignissequenz ab.

Dauer und Geschwindigkeit von Prozessen sind ein weiteres Kriterium für die Unterscheidung von Prozessmodellen. Man kann aus analytischen Gründen nochmals zwischen dem Zeithorizont vor und demjenigen nach einem Ereignis unterscheiden, wobei in diesem kausalen Modell der Zeithorizont vor einem Ereignis als Ursache, derjenige danach als Wirkung bezeichnet wird. Hiermit knüpfen wir an Paul Pierson (2003) an, dem wir aber in vielen Detailfragen nicht folgen. In einer Kreuztabelle ergeben sich somit folgende Möglichkeiten:

Zeithorizonte von Prozessen

		Zeithorizont der Wirkung	
		kurz	lang
Zeithorizont der Ursache	kurz	I. klassische Prozesse	II. kumulative Wirkung
	lang	III. Schwellenwert-Prozesse	IV. kumulative Verursachung

nach Pierson 2003: 192; stark modifiziert

Im Feld I, in welchem Prozesse mit kurzer Verursachung und kurzer Wirkung enthalten sind, verbergen sich Phänomene, die in der Geschichtswissenschaft (Braudels »Ereignisgeschichte«), aber auch in der Politikwissenschaft und häufig auch in der Soziologie erforscht werden – schnelle, in ihrer Dauer überblickbare Ereignissequenzen.

In Feld II können diejenigen Prozesstypen angeführt werden, die eine kurze, schnelle Verursachung aufweisen, deren Effekte aber langsam, dauerhaft, gleichsam inkremental sich entfalten.

Als Beispiel möge etwa die Bismarck'sche Sozialgesetzgebung dienen, bei der ein relativ kurzer politischer Entscheidungsprozess langanhaltende, auf viele Systeme, Strukturen und Biographien durchschlagende Wirkungen entfaltetete.

In Feld III sind Schwellenwert-Prozesse (»threshold effects«) zu nennen. Eine kumulative Forcierung bringt es mit sich, dass ein bestimmter Schwellenwert erreicht wird, der schließlich zu einer kurzen und heftigen Interruption, zu einem qualitativen Sprung, zu einer heftigen Veränderung führt. Als klassisches, allerdings auf individualistischer Basis angelegte Beispiel mag der von Mark Granovetter (1978) untersuchte Prozess kollektiver Mobilisierung dienen, in welchem die individuelle Motivation der Akteure erst bei einem kritischen Level zu einer rapiden kollektiven Mobilisierung führt. Auf einer sozialstrukturellen Ebene lässt sich dieses Modell am Beispiel von Revolutionen verdeutlichen, wo auf längerfristige, kumulative Verursachungen (sozialstrukturelle oder demographische Wandlungsprozesse) schnelle revolutionäre Veränderungen folgen. Nach Pierson (2003) sind in diesem Feld auch so genannte »causal chains« zu nennen, Prozesse, in denen nicht ein ursächliches Ereignis A einen Zustand oder ein Ereignis B in einer direkten Weise kausal bewirkt, sondern in welchem zwischen A und B Faktoren x, y und z als intermediäre kausale Ketten eingespannt sind mit der Folge, dass A die kausale Kette x, y und z bewirkt, die ihrerseits dann B verursachen. Bei diesen intermediären Kausalketten handelt es sich um »Mechanismen« in dem oben ausgeführten Sinne (vgl. S. 70).

In Feld IV schließlich sind klassische soziologische Prozesstypen anzusiedeln, etwa Webers Rationalisierungsprozess, Elias' Zivilisationsprozess oder der sozialhistorische Industrialisierungsprozess. Dabei handelt es sich um solche Prozesse, die nicht nur eine inkrementale, keinerlei Stoppregeln aufweisende Wirkung zeitigen, sondern auch eine inkrementale, kaum abgrenzbare Verursachung.

Es ist offensichtlich, dass diese Unterscheidung verschiedener Zeithorizonte sehr problematisch ist. Sie lebt davon, dass Ursache und Wirkung eindeutig bestimmbar sind – eine recht gewagte Voraussetzung, da der Kausalprozess zeitlich weder in der einen noch in der anderen temporalen Richtung zu limitieren ist.

Ein weiteres Kriterium stellt die Logik dar, die verantwortlich für den prozessualen Verlauf ist. Hierbei geht man der Frage nach, wieso soziale Prozesse die eine und nicht die andere oder gar eine dritte, unvorhersehbare Richtung nehmen. Was dieses Kriterium angeht, so ist die Modellentwicklung in der Historischen Soziologie noch weniger gediehen als in Bezug auf die anderen Kriterien. Aber es lassen sich – wiederum prototypisch – drei Trajektorien unterscheiden, von denen die prominenteste diejenige der Pfadabhängigkeit oder der Pfadlogik darstellt.

In der Ökonomie ist die *Pfadanalyse* ein sehr ertragreicher Forschungszweig. Dass Technologien, der internationale Handel, die Struktur von ökonomischen Institutionen oder ökonomisches Wachstum in Form von Prozessen verläuft, die man als ›Pfade‹ begreifen kann, ist weitgehend anerkannt. Auch die Politikwissenschaft versucht sich an einer Übertragung auf ihren Gegenstandsbereich. Die Soziologie jedoch ›hinkt‹ ebenso hinterher wie die Geschichtswissenschaften, aber wohl aus unterschiedlichen Gründen. Historiker dürften wohl auf die zentrale Voraussetzung von Trajektorien aufmerksam machen: Pfadabhängigkeit setzt voraus, dass Ereignisse exogenisiert, zur irrelevanten Umwelt erklärt werden können und die Entwicklungsdynamik nicht stören – eine Bedingung, die in der Geschichte wohl nur unter hochspezifischen Bedingungen anzutreffen ist. Soziologen dürften hingegen darauf aufmerksam machen, dass ihr Fach diese Fragen zumindest in Grundzügen unter einer anderen Terminologie diskutiert, sei es als Prozesse der Institutionalisierung, sei es in der Analyse der Genese sozialer Bewegungen, sei es als eigendynamische Prozesse (vgl. Mayntz/Nedelmann 1987) oder sei es, wie in der Systemtheorie, unter dem Titel der kybernetischen Erklärung von sozialen Prozessen (vgl. Schützeichel 2003).

Nach Sewell (1996b: 262f.) heißt Pfadabhängigkeit: »[T]hat what has happened at an earlier point in time will affect the possible outcomes of a sequence of events occurring at a later point in time«. Sewell vertritt damit einen recht anspruchslosen Begriff von Pfadabhängigkeit, denn diese hält bloß fest, dass spätere Ereignisse von früheren abhängig sind (»past choices affect future processes«). James Mahoney (2000a) stellt hingegen heraus, dass Pfadabhängigkeit nicht einfach in der (wie auch immer definier-

ten) Abhängigkeit späterer von früheren Ereignissen bestehen kann, denn diese Definition deckt sich mit derjenigen von Kausalität im Allgemeinen. Pfadabhängigkeit heißt gerade nicht, dass die historische Entwicklung von spezifischen Initialkonditionen determiniert wird, sondern dass die Resultate in stochastischen Abhängigkeiten zu den initialen Konstellationen und intermediären Ereignissen stehen (vgl. Arthur/Ermoliev/Kaniovaski 1983). Es handelt sich um »self-reinforcing«-Prozesse bzw. um Prozesse, die sich auf der Grundlage von Mechanismen des positiven Feedbacks vollziehen. Ökonomen nennen diese Form auch »increasing-return«-Prozesse (vgl. Arthur 1994). Sie verfügen also, wenn man so will, über ein Gedächtnis und sind von daher intrinsisch historisch (vgl. Pierson 2000b: 75). Eine gewisse Berühmtheit erlangten sie in der Untersuchung über die Entwicklung und Diffusion der Schreibmaschinentastatur am Beispiel des QWERTY-Modells (vgl. David 1985). Kennzeichnend ist die Idee, dass jedes kritische Ereignis in einem Pfad Konsequenzen nach sich zieht dergestalt, dass die Wahrscheinlichkeit bestimmter Ereignisse erhöht und die Wahrscheinlichkeit des Eintretens anderer Ereignisse verringert wird. Initiale Bewegungen erhöhen die Wahrscheinlichkeit, dass sich die weiteren Schritte auch in Richtung dieses Pfades bewegen. Pfadabhängigkeit heißt: Kumulation von Wahrscheinlichkeiten und positiven Feedbacks. Von daher können relativ kleine Ereignisse zu einem frühen Zeitpunkt später große Wirkungen zeitigen. Ereignisse können also eine »Krisis« im ursprünglichen Wortsinn hervorrufen. Der temporale Kontext von Ereignissen, ihre Sequenzierung ist für die Wirkung entscheidend. Zu Beginn von prozessualen Entwicklungen stehen unterschiedliche Pfade offen, und kleinere Ereignisse oder Entscheidungen beeinflussen die Entwicklung dahingehend, dass eine bestimmte Entwicklung immer wahrscheinlicher wird, da frühere Festlegungen kaum mehr revidierbar sind. Nicht nur Ereignisse, sondern ihre Sequenzierung stellen eine Differenz dar. Pfadanalysen liegt also eine spezifische Auffassung von historischer Kausalität zugrunde, in welcher Ursache und Wirkung durch sich selbst erhaltende, historische Differenzen miteinander verbunden sind (vgl. Stinchcombe 1968: 101-129). Dass Prozesse pfadabhängig sind, heißt nicht, dass sie in sich determiniert oder Pfadwech-

sel ausgeschlossen sind. Nach W. Brian Arthur (1994), dessen Arbeiten diesbezüglich »pfadweisend« sind, haben pfadabhängige Prozesse verschiedene Eigenschaften, nach denen sie mit zunehmender Dauer zwar eine zunehmende Inflexibilität aufweisen, dennoch ist ihnen in ihrem Verlauf und ihrem Resultat eine prinzipielle Unvorhersehbarkeit eigen. Darauf weist auch Douglas C. North (1990: 98f.) hin: »At every step along the way [are choices] – political and economic – that provide [...] real alternatives. Path dependence is a way to narrow conceptually the choice set and link decision making through time. It is not a story of inevitability in which the past neatly predicts the future.« Pfadanalysen identifizieren eine historische Gabelung, eine Variation, die eine Abweichung und Öffnung markiert, sie identifizieren die Option, die verfolgt wird (»turning point« oder »switch point«), und untersuchen, wie in späteren Sequenzen diese Wahl mehr und mehr irreversibel wird (»increasing returns« oder »lock-in mechanisms«). Pfadabhängige Prozesse weisen also drei verschiedene Stadien auf: die *initiale Konstellation*, in welcher spezifische Ereignisse einen bestimmten Pfad (aus anderen möglichen) festlegen; zweitens die *Reproduktionsperiode*, in welcher durch »increasing returns« oder positive Feedbacks die Einhaltung des Pfades forciert wird und schließlich drittens die *Schlussperiode*, in welcher spezifische Ereignisse ein Ende des Pfades herbeiführen oder ein neues Gleichgewicht einfordern (vgl. Pierson 2000b: 76).

Wie kann man die Pfadabhängigkeit von Prozessen erklären? Diese Frage wird seltsamerweise nur selten gestellt. Man belässt es häufig bei vermeintlich deskriptiven Studien (vgl. Haydu 1998). Pfadanalysen wenden sich gegen kausale Generalisierungen, indem sie kontextspezifische, nicht verallgemeinerbare Ursachen für historische Prozesse untersuchen. Pfadanalysen modellieren Ereignisse als Stationen in einer pfadabhängigen Entwicklung, und sie versuchen, die Mechanismen zu identifizieren, die aus einmaligen Entscheidungen historische Prozesse machen. Die Erklärungslast liegt deshalb bei den Mechanismen, die angegeben sollen, wie sich bestimmte Elementarereignisse aufeinander beziehen. Pierson (2000a, 2000b) geht dabei auf die schon vorgestellten Mechanismen in Gestalt von individuell-rationalen oder

adaptiven Selektionsmechanismen zurück. Dabei müssen diese Mechanismen für die positiven Rückkopplungen verantwortlich sein. In der Ökonomie finden wir zur Erklärung der Pfadabhängigkeit in technologischen Entwicklungen solche Mechanismen wie Lerneffekte, die die Chance erhöhen, dass Individuen Praktiken wiederholen, oder Koordinationseffekte, also Vorteile, die Individuen davon haben, wenn sie dieselben Praktiken wie andere Individuen aufgreifen (vgl. Arthur 1994: 112ff.). Andere, wie Mahoney (2000a), berufen sich an dieser Stelle auf normative Erwartungen wie etwa die Legitimität von gesellschaftlichen Problemlösungen oder den Einfluss von Personengruppen. Man könnte die Liste beliebig verlängern. Selbstverständlich müssen auch diejenigen Mechanismen identifiziert werden, die die Pfadabhängigkeit der Prozesse unterlaufen. Oftmals wird aber in der Forschungsliteratur der Bogen überspannt, da man versucht, *allgemeine* Mechanismen für allgemeine Pfade zu definieren, anstatt *spezifische* Mechanismen für spezifische Pfade in spezifischen Kontexten und sozialen Systemen zu ermitteln. Mechanismen können gleichsam als endogene Katalysatoren für die Genese von Pfadabhängigkeiten bezeichnet werden. Daran schließt sich aber die weitere Forschungsfrage an, unter welchen Bedingungen überhaupt sich soziale Prozesse gegenüber exogenen Faktoren in einer Weise abschotten können, dass eben nur die endogenen Faktoren zum Zuge kommen. Pfadanalysen unterstellen endogenen Wandel – der Verlauf von Prozessen und die Transformation von sozialen Systemen kann nur durch Referenz auf ihre eigene Vergangenheit erklärt werden.

Damit sind wir bei einem anderen trajektorischen Modell angekommen. In der Literatur wird es häufig als Modell der »historical conjunctures« bezeichnet. In diesem Modell ist das Resultat von Prozessen nicht pfadgeleitet, sondern verdankt sich der Interaktion und Überlagerung, den Widerfahrnissen von und Kollisionen mit anderen Strukturen und Prozessen (vgl. Smelser 1992). Es handelt sich um ein Modell, in welchem soziale Prozesse und historische Entwicklungen der endogenen und der exogenen Variation ausgesetzt sind. Dabei handelt es sich wohl um solche Prozesse, wie sie von den Historikern als konstitutiv für den Gang der Geschichte angenommen werden. Gleichwohl gehören

sie zu denjenigen, die am wenigsten modelliert sind. Für die Frage, wie und ob das Timing und die Sequenzierung von Ereignissen einen Unterschied macht, liegen nur wenige Untersuchungen vor. Ein bekannte Untersuchung von Ruth Berins Collier und David Collier (1991) geht davon aus, dass die politische Entwicklung von Staaten durch transnationale Ereignisse (in ihrem Fall die Russische Revolution, die Weltwirtschaftskrise, der Kalte Krieg) beeinflusst wird. Wichtig ist nun, an welcher historischen Stelle der nationalen Entwicklung diese transnationalen Ereignisse auf der Ebene einer allgemeinen Weltzeit sich bemerkbar machen. Formal betrachtet: Macht es einen Unterschied, ob eine nationale Entwicklung in den Phasen $a - b - c - \text{Ereignis } X - d$ verläuft oder in den Phasen $a - b - \text{Ereignis } X - c - d$ (vgl. Pierson 2000b: 88)? Kann man gewisse Zustände von Gesellschaften darauf zurückführen, in welchem Stadium ihrer Entwicklung sie weltgeschichtlich signifikanten Einflüssen unterworfen waren? Auch dieses Modell hat recht voraussetzungsreiche Annahmen, z.B. dass sich bestimmte gesellschaftliche oder politische Entwicklungen in einer variationsarmen Reihe von Stadien vollziehen oder dass die historischen Vergleichsfälle wechselseitig voneinander unabhängig sind.

Im Unterschied zu endogen oder exogen argumentierenden Modellen lässt sich schließlich als dritte idealtypische Variante das Modell nicht-verstärkender Ereignissequenzen nennen, die in der Literatur manchmal als »reaction-generating event sequences« bezeichnet werden. Im Unterschied zu soziohistorischen Pfaden, in denen positive Rückkopplungen wirken, produzieren diesem Modell zufolge initiale Bedingungen so genannte »backlash«-Effekte. Dabei handelt es sich nicht um positive, aber auch nicht zwingend um negative Rückkopplungen, die ein prozessierendes System in einer Gleichgewichtssituation zu halten suchen, sondern um Reaktionen, die einen Prozess in eine andere Richtung als ursprünglich vorgesehen manövrieren. Die Modellierung wie die Beschreibung dieser Prozesstypen liegt noch in den Anfängen. Entsprechungen der Vorstellung, dass intendierte Ereignisse nicht-intendierte Folgen zeitigen können, scheinen aber durchaus gegeben zu sein. Der entscheidende Gesichtspunkt ist aber, dass sich eine offene Prozessstruktur ergeben kann, die geprägt ist

durch den Gegensatz von initiiertem Ereignis und »backlash«-Effekt. Als Beispiel für eine solche Struktur mag die von Theda Skocpol (1992) untersuchte Entwicklung des amerikanischen Wohlfahrtsstaatsmodells dienen. Pensionszahlungen an Veteranen des Amerikanischen Bürgerkriegs lösten bei verschiedenen gesellschaftlichen Eliten eine derartige Gegenreaktion aus, dass fortan und für längere Zeit kein allgemeiner Konsens über ein öffentliches, staatlich finanziertes Wohlfahrtssystem mehr zustande kommen konnte. In diesem Fall spielten also organisierte Interessen die Rolle des »backlash«-Effektes.

Worin besteht das zentrale Probleme der Unterscheidung von Prozesslogiken? Auch hier liegt ein Kausalitätsproblem vor, aber ein vermitteltes, nämlich in Gestalt der Abkopplung bzw. Spezifikation von kausalen Einflüssen. Oder mit anderen Worten: Alle drei prototypischen Prozesslogiken setzen eine primordiale Unterscheidung von System und Umwelt voraus. Erst auf dieser Basis lassen sich eher exogen oder eher endogen motivierte Variationen oder Mischformen zwischen beiden unterscheiden. Dass eine entwickelte System-Umwelt-Theorie Voraussetzung für eine Theorie sozialer Prozesse ist, findet sich schließlich auch in einem weiteren Kriterium für die Unterscheidung sozialer Prozesse.

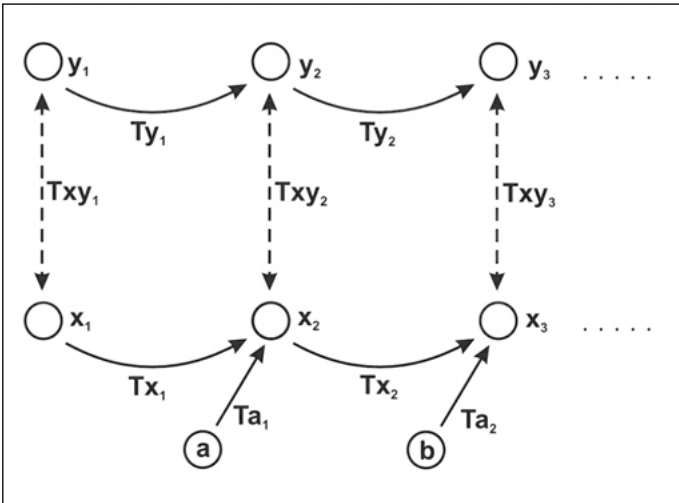
Man kann danach fragen, ob die Genese und Erhaltung von Prozessen sich den gleichen Ursachen verdanken oder nicht (vgl. Stinchcombe 1978, dem zufolge sich historisch-soziologische Erklärungen immer sowohl auf die Verursachung wie auf die Erhaltung von Prozessen beziehen müssen, da beide in der Regel durchaus verschieden ausfallen). Oder in einer evolutionstheoretischen Sprache formuliert: Verdankt sich die Selektion bzw. die Stabilisierung von Prozessen den gleichen Faktoren wie ihre Genese bzw. ihre Variation? Manche Modelle führen konstante, andere nehmen wechselnde Verursachungen an. In diesem Fall kann man also von konstanten bzw. von wechselnden Prozesskausalitäten sprechen. Das Problem, welches sehr schnell in Fragen der Erklärung von Prozessen abgeleitet, lässt sich aber grundsätzlicher fassen: Sind Prozesse reproduktiv oder evolutiv? *Reproduktive* Prozesse reproduzieren das System, in welchem sie auf-

treten. *Evolutionäre* Prozesse führen zu einem Wandel, vielleicht sogar zu einer evolutionären ›Drift‹ des Systems.

5. Eine neue Synthese?

Ein theoretische Integration der Historischen Soziologie ist nicht in Sicht. Wozu auch? Aber wenn man die verschiedenen, oben vorgestellten Ansätze Revue passieren lässt, dann gewinnt man den Eindruck, dass eine Einigung darüber möglich sein könnte, welche einzelnen Module von der Historischen Soziologie bearbeitet werden müssten. Die beiden dominanten Forschungsmodelle, das mikrologische wie das temporale, sind ohne Probleme miteinander verknüpfbar, und auch hinsichtlich der Erklärungslogik sind seit der ›Verabschiedung‹ rein makrosoziologischer Erklärungen die Unterschiede so groß nicht. Das Konzept der genetischen Erklärung wie das der mechanistischen Erklärung befürworten Mikro-Makro-Erklärungen. Die Erklärungslogik der kausalen Rekonstruktion ist, wie beispielsweise bei Jack Goldstone (vgl. S. 36), dabei, die strukturellen Parameter auf Handlungslogiken zurückzuführen. Das Modell der narrativen Erklärung ist mit mikrologischen Ansätzen nicht unvereinbar, aber richtet natürlich sein Augenmerk auf die Temporalität von Prozessen, ein Punkt, der von den anderen Logiken vernachlässigt wird. Aber es ist natürlich andererseits zu berücksichtigen, dass auch die Prozesslogiken selbst wiederum mikrologisch fundiert werden müssen.

Ein weiteres Einverständnis gibt es auch in Bezug auf die analytischen Ebenen, die in eine Erklärung einfließen müssen. Dazu gehört, dass neben Mikro- und Makroebenen auch die Mesoebene stärkere Berücksichtigung finden sollte (vgl. Vester 1995; Little 2000; Bühl 2003). Es muss sich also um Mehrebenenmodelle handeln. Ein integratives Modell könnte also folgende Gestalt annehmen:



Das Modell unterscheidet x-Prozesse und y-Prozesse, die stellvertretend für Mikro-, Meso- oder Makroebenen stehen können. Die einzelnen Punkte stellen Ereignisse $x_1 \dots x_n$ und $y_1 \dots y_n$ dar, in denen sich die Prozesse strukturiert realisieren. Es gibt zwei Formen von Tiefenerklärungen: $Tx_1 \dots Tx_n$ bzw. $Ty_1 \dots Ty_n$. Diese erklären die Beziehungen zwischen aufeinander verweisenden Ereignissen in unterschiedlichen Prozessen. Daneben gibt es Tiefenerklärungen $Txy_1 \dots Txy_n$, die stellvertretend für die Mechanismen stehen sollen, mit Hilfe derer sich die Beziehungen zwischen Prozessen entwickeln. Und schließlich gibt es noch Tiefenerklärungen $Ta_1 \dots Ta_n$, die das Moment der »conjunctural causation«, also das eigentlich historische Moment einbringen sollen. Spezifische frühere oder gleichzeitige Ereignisse haben eine spezifische Wirkung auf den zu erklärenden Prozess oder das zu erklärende Ereignis (x_3). In diesem Modell ist, das sei nochmals hervorgehoben, jede Aussage darüber ausgespart, welche Form der Tiefenerklärung zum Erfolg führt. Dies gilt auch für die alten methodologischen Differenzen zwischen Nomothetik und Idiographik, die von diesem Modell unberührt bleiben.

V. Aktuelle Forschungsfelder

Die Historische Soziologie ist selbstverständlich nicht auf spezifische Themen festgelegt. Sie weist dieselbe Spannweite wie die Geschichtswissenschaften auf und ist ebenso wie diese nur durch die Materialbasis, also die Daten- bzw. Quellenlage beschränkt. Das jüngst erschienene »Handbook of Historical Sociology« (Delanty/Isin 2003) gibt einen breiten Überblick über diese Forschungsfelder. Wie in dem Abriss über die Historie der Historischen Soziologie (Kap. III) schon aufgezeigt, lässt sich in den letzten Jahren eine sehr starke Ausweitung der Forschungsfelder feststellen, bei welcher die traditionelle Fixierung auf die gesellschaftliche Makroebene überwunden wird und zunehmend die Meso- wie auch die Mikroebene behandelt werden. Erstaunlich ist vielleicht nur der Umstand, dass die Historische Soziologie im Laufe ihrer Geschichte auf einem Gebiet an Kompetenz eingebüßt hat – die ökonomische Sphäre wird trotz eines Max Webers oder Werner Sombarts nicht mehr untersucht. Im Folgenden können nur wenige wichtige rezente Forschungsfelder vorgestellt werden.

1. Mechanismen politischer Prozesse

Die Untersuchung von politischen Prozessen ist in erster Linie mit den Arbeiten von Charles Tilly verbunden (vgl. S. 35). Tilly ist zugleich einer der zentralen Vertreter einer prozesslogisch orientierten Historischen Soziologie, der es um die Identifikation von Mechanismen zur Erklärung dieser Prozesse geht. Er belässt es aber nicht wie andere bei bloßen programmatischen Absichtsbekundungen, sondern seine Ausführungen haben den Vorteil, dass man sie gleichsam wie eine ›Gebrauchsanweisung‹ verstehen kann. Um politische Prozesse zu untersuchen, gibt er der Historischen Soziologie folgenden Auftrag:

- »1. Since political processes incorporate institutions, understandings, and practices that accumulate historically in their current sites, analysts might plausibly follow the lead of historians, who remain skeptical about general analyses of those proces-

- ses. Instead of creating general schemata for all civil wars or all social movements, *terre à terre* historians prefer to integrate their civil wars and social movements into well-documented historical contexts.
2. Since prior iterations of a given process affect its subsequent iterations, however, analysts might plausibly follow the lead of historical sociologists by creating subfields to encompass distinct processes: a sociology of revolution, another sociology of democratization, a third sociology of war, and so on. This choice relies on the presumption that each of these forms has a distinctive, continuous organizational and causal structure, even if one iteration affects the next.
 3. Since causally heterogeneous political processes often acquire the same names, finally, analysts might plausibly concentrate on a twofold strategy, get explanation right by regrouping processes into causally similar categories, but treat the application of a certain name (e.g., this is a revolution, that a genocide) to a political process as a phenomenon deserving explanation for its own sake« (Tilly 2001b: 570f.).

Man kann *in nuce* das Programm der Historischen Soziologie der vergangenen Dekade erkennen: Theorien mittlerer Reichweite, Analyse von Prozessen und Prozesslogiken, Mechanismen. Dies macht sich in dem durchgearbeiteten Kategorienapparat bemerkbar, den Tilly seinen Arbeiten (insbesondere Tilly 1995, 1997, 2001a, 2001b, 2001c; McAdam/Tarrow/Tilly 2001) zugrunde legt. Dieser ruht auf vier Säulen: *Episoden* (Explanandum: Mengen von Ereignissen), *kausale Mechanismen* (Explanans 1: Ereignisse, die bestimmte Wirkungen zeitigen), *Prozesse* (Explanans 2: Kausalketten oder Ereignissequenzen) und schließlich *Erklärungshypothesen* (Aussagen über Mechanismen, wie bestimmte Ereignisse oder Prozesse bestimmte Episoden bzw. Explananda bewirken).

Aber auch bei Tilly bleiben die Mechanismen ein Geheimnis, weil sie manchmal als Ereignisse, manchmal als Prozesse, die die Fähigkeit haben, Dinge ändern zu können, konzipiert werden. Er unterscheidet dabei zwischen kognitiven, relationalen und Umweltmechanismen. *Kognitive Mechanismen* sind solche, die individuelle oder kollektive Wahrnehmungen verändern können. *Rela-*

tionale Mechanismen sind solche, die die Beziehungen zwischen Akteuren verändern können. *Umweltmechanismen* sind solche, die aus der Umwelt den Verlauf von politischen Prozessen verändern können. Das Hauptaugenmerk aber liegt soziologisch auf den relationalen Mechanismen.

Diesen Kategorienapparat hält er für ausreichend, um die verschiedensten politischen Prozesse in ihrer raumzeitlichen Spannbreite analysieren zu können. Der *erste Analyseschritt* liegt in der Beschreibung von Episoden, wobei auf Narrationen zurückgegriffen werden kann. Der *zweite Schritt* besteht in der Analyse und Identifikation von solchen grundlegenden bzw. robusten Mechanismen, die möglichst eine große Bandbreite von spezifischen Episoden erklären können. Wenn man für eine spezifische Episode einen robusten Mechanismus identifiziert hat, dann kann man in einem *weiteren Schritt* dazu übergehen, ihn vergleichend anderen Episoden auszusetzen und zu prüfen, ob die Mechanismen in der Tat auch dort als robust bezeichnet werden können. Es handelt sich um einen Kongruenztest. Der *letzte Schritt* besteht schließlich in dem Aufweis von kausalen Analogien, ob auch in sehr unähnlichen Fällen die identifizierten Mechanismen in der Lage sind, spezifische Episoden eines spezifischen Typs zu erklären. Es fällt auf, dass Tilly – und dies ist kennzeichnend für Theorien mittlerer Reichweite – eine sehr starke Beziehung zwischen Theoriebildung und empirischer Forschung vorsieht.

Ein robuster Mechanismus liegt stellvertretend für den relationalen Typus beispielsweise in Polarisierungen vor (vgl. Tilly 2001b: 572): Polarisierungen entwickeln überall dort, wo sie sich frei entfalten können, die gleiche innere soziale Dynamik. Sie führen zu sozialen Grenzziehungen und zur Bildung von Koalitionen, zu Innen/Außen-Differenzierungen, zu Solidarisierungen und Entsolidarisierungen, zu Spiralen von Drohung und Gegendrohung, zu internen Hierarchisierungen auf beiden Seiten und zur Ausbildung von Verhandlungspositionen. Polarisierungen können also als ein grundlegender Mechanismus in der sozialen Welt betrachtet werden, der immer dort, wo er auftritt, spezifische Prozesse in Gang setzt. Tilly untersucht auch die Prozesse politischer Identitätsbildung. Maßgeblich in diesen Prozessen sind

Mechanismen der Zertifizierung bzw. De-Zertifizierung von Akteuren zu politischen Subjekten (vgl. ebd.: 573ff.). Diese Mechanismen sind ubiquitär, sie finden sich sowohl auf mikro- wie auf makrosozialer Ebene, in lokalen, nationalen oder internationalen Arenen, und sie sind wesentlich in Prozessen der Nationalisierung oder Ethnifizierung, der Staatsformation oder der Revolution zu finden.

2. Revolutionen

Die Revolutionsforschung stellt nach wie vor einen thematischen Kern der Historischen Soziologie dar. Sie liegt fest in den Händen der komparativen Historischen Soziologie – mit der Folge, dass Mechanismen nur zögerlich untersucht werden. Eher setzt sie auf sozialstrukturelle Entitäten. Die komparative Soziologie hat aber den Vorteil, die irrlichternde, aber eigentlich unbeantwortbare Frage, was denn eigentlich Revolutionen im Allgemeinen sind, zurückstellen zu können und je nach Vergleichsabsicht an ihren Fällen spezifische unterschiedliche Merkmale aufweisen, kombinieren oder ausschließen zu können. Die Eigenschaften von Revolutionen haben sich in den letzten Dekaden massiv geändert. Ursprünglich in der Antike als Prozess der zyklischen Transformation von Regierungsformen, dann in der Renaissance als Wechsel zwischen Oligarchien oder in den bürgerlichen Revolutionen und der russischen Revolution als irreversible, dramatische, mit Massenaufständen und Gewaltakten verbundene Umwälzungen verstanden, weisen die neueren Revolutionen eine andere Phänomenologie auf. Weder die iranische Revolution von 1979, noch die auf den Philippinen 1986 und erst recht nicht die antikommunistischen Revolutionen 1989 und 1990 zeigen besonders gewaltsame Züge. Viel stärker sind für sie Massenproteste charakteristisch, die staatliche Autoritäten von innen her aushöhlen. Die Prozesslogiken von Revolutionen haben sich also *prima facie* drastisch verändert.

Deshalb sieht sich die Historische Soziologie verstärkt vor die Notwendigkeit gestellt, die Ursprünge, die Prozesse und die Wirkungen von Revolutionen analytisch stärker zu trennen (vgl.

Goldstone 2003). In allen drei Episoden können ganz unterschiedliche Bedingungsverhältnisse vorherrschend sein. Die Ursprünge von Revolutionen, die auf frühere Konstellationen und auf zeitgleiche politische oder ökonomische Ereignisse verweisen, können in unterschiedliche Prozesslogiken und diese wiederum in einer kontingenten Weise in verschiedene nachrevolutionäre Prozesse einmünden. Manche Revolutionen ereignen sich sehr plötzlich, andere wiederum entwickeln sich langsam. Die Bedingungen für einen schleichenden Wandel sind eher dann gegeben, wenn die staatlichen Organe auf Unterstützung durch Eliten zurückgreifen können und in sich konsolidiert sind, sie die Bevölkerung aber nur mit starken Repressionen kontrollieren können. Dann formen sich häufig an der Peripherie revolutionäre Gruppen, die durch Bildung von Allianzen ihre Ressourcen und Unterstützungen zu verbreitern vermögen. Solche Prozesslogiken können in der chinesischen Revolution, aber auch in Nicaragua oder auf Kuba studiert werden. Schnelle, plötzliche revolutionäre Eruptionen wie in der mexikanischen Revolution sind eher dort anzutreffen, wo die staatlichen Organe wenig konsolidiert und nur auf geringe Unterstützung in den gesellschaftlichen Eliten zurückgreifen konnten. Auf diese Weise versucht man, verschiedene Bedingungskonstellationen für die jeweiligen revolutionären Etappen zu identifizieren und miteinander zu vergleichen (vgl. Goodwin 2001). Aber auch ein Wechsel der Fragestellung wird vorgenommen: Interessanter als der Wandel kann der Nicht-Wandel sein. Welche Bedingungen und Konstellationen sorgen also für die Stabilität von politischen Ordnungen? In der Forschung geht man bisher von drei Faktoren aus: Regierungen, die als effektiv und gerecht empfunden werden (Legitimität); loyale Eliten sowie Bedingungen, die der Bevölkerung ein ›gewohntes, traditionales Leben‹ ermöglichen (vgl. Goldstone 2003).

3. Demokratie

Das Werk über die sozialen Ursprünge von Diktatur und Demokratie von Barrington Moore (1967) ist immer noch der zentrale Ausgangspunkt für die Demokratieforschung (vgl. S. 37). Zwi-

schenzeitlich können viele seiner Thesen differenzierter gefasst werden, verschiedene können als bestätigt, andere müssen als falsifiziert betrachtet werden. Dietrich Rueschemeyer et al. (1992) untersuchen in einer einflussreichen Nachfolgestudie die Fälle Dänemark, Schweden, Norwegen, Schweiz, Belgien und Niederlande. Obwohl die Autoren der Meinung sind, dass andere Faktoren als die von Moore genannten für den Demokratisierungsprozess unentbehrlich sind, können sie Moores Thesen auch am Beispiel dieser Länder nachvollziehen. Eine stärkere Bezugnahme auf welt-systemische Faktoren wie Krieg und Frieden und der Etablierung von Militärgewalten wird von Brian M. Downing (1992) gefordert, der damit die nur sozialstrukturelle Faktoren in Betracht ziehende Untersuchung von Moore erweitern möchte. Auch Ruth Berins Collier (1999) zielt wie Rueschemeyer et al. (1992) auf eine Verschiebung der historischen Betrachtung in das 19. und 20. Jahrhundert. Damit treten andere Akteure in den Blickpunkt, insbesondere die sich etablierenden politischen Parteien und die Rolle der Arbeiterklasse. Collier weist aber auch auf einen anderen von Moore vernachlässigten Aspekt hin, nämlich die Bedeutung von kontingenten politischen Entscheidungsprozessen in den jeweiligen politischen Systemen. Im Gefolge der ›narrativen Wende‹ in der Historischen Soziologie wird verstärkt auf die von Moore oft nur angedeuteten prozesslogischen und temporalen Aspekte dieser politischen Entwicklungen geachtet. Nicht die Bündelung der verschiedenen Variablen ist entscheidend für die Resultate, sondern das Timing der Prozesse. Beispielsweise ist es für den Pfad, den die politischen Entwicklungen nehmen können, entscheidend, ob politische Krisen nach der Einführung kommerzieller Agrarkultur einsetzen oder davor. Im letzten Fall wird in der Regel die Position der Grundbesitzer, im ersten hingegen die Position der Bourgeoisie gestärkt. Hängt also die Frage, ob Gesellschaften einen demokratischen oder einen autoritären Weg nehmen können, von der Chronologie von Prozessen ab? Aber vielleicht muss das Timing von Demokratisierungsprozessen noch grundsätzlicher betrachtet werden – wie beim Thema Krieg und Gewalt.

4. Krieg und Gewalt

Von Theorien sozialen Wandels wie von prominenten Gesellschaftstheorien wird die konstitutive Rolle von Kriegen für die historische Entwicklung der modernen nationalstaatlichen wie transnationalen Systeme ignoriert – so die Einschätzung von Wolfgang Knöbl und Gunnar Schmidt (2000a). Die Modernisierungstheorien, die nach der Implosion der Gesellschaften realsozialistischen Typs eine Renaissance erlebten, sehen zwar in Demokratisierung, Wirtschaftswachstum, struktureller Differenzierung und anderen Faktoren die maßgeblichen Entwicklungstrends, aber die Entstehung von Kriegen und die Ethnisierung von Bevölkerungen mit dem Ziel von so genannten ethnischen Säuberungen sind in diesem Programm nicht vorgesehen. Auch in Gesellschaftstheorien findet die von Charles Tilly (1975: 42) beschriebene Tatsache keine Berücksichtigung, dass »war made the state, and the state made war«. Die Soziologie muss sich eben diesbezüglich von der Historischen Soziologie korrigieren lassen. Wo allgemeine Prinzipien der Moderne wie die Demokratisierung oder die Rationalisierung von Herrschaft oder wirtschaftliches Wachstum in einer ›developmentalistischen‹ Manier auf allgemeine Entwicklungsprinzipien zurückgeführt werden, da muss darauf verwiesen werden, dass diese vermeintlichen Entwicklungstrends auf überaus kontingenten historischen Ereignissen beruhen, etwa der Niederlage oder dem Sieg in militärischen Konflikten. Der Historischen Soziologie kommt also gegenwärtig nicht nur die Aufgabe zu, die konstitutive Funktion des Krieges für die Entwicklung der modernen Gesellschaften, die ›Modernisierung‹ der Kriegsformen und die gegenwärtig zu beobachtende Denationalisierung wie Entstaatlichung von Kriegen zu analysieren, sondern auch korrigierend in die soziologische Diskussion einzugreifen (vgl. die Beiträge in Hobson 1998a, 1998b; Knöbl/Schmidt 2000b).

5. Semantik, Diskurs und Kultur

Aus ganz unterschiedlichen Quellen speist sich die Historische Soziologie des Diskurses oder der Semantik. Neben der Diskurstheorie Michel Foucaults steht das Konzept der Historischen Semantik bzw. der »Geschichtlichen Grundbegriffe« (Brunner/Conze/Koselleck 1972-1997), die »Intellectual History« der »Cambridge School« um John Pocock (1975) und Quentin Skinner (1978) und schließlich auch die Tradition der »Annales«-Historiographie (vgl. S. 17). Die historisch-soziologische Untersuchung semantischer Strukturen, diskursiver Praktiken oder kollektiver Mentalitäten hat erst in den letzten Jahren in der sozialgeschichtlich geprägten Tradition der Historischen Soziologie Fuß gefasst (vgl. Landwehr 2001; Wagner 2003). Und als solche arbeitet sie mit den klassischen Dualen von Sozialstruktur (gesellschaftliche Ordnung und Differenzierung) einerseits, Sprache oder Kultur andererseits. Demzufolge ist ihre erste Frage, wie die sozialstrukturelle Entwicklung die semantischen oder kulturellen Strukturen verändert. Hierfür steht paradigmatisch etwa der Ansatz Niklas Luhmanns in seinen Arbeiten über »Gesellschaftsstruktur und Semantik« (1980-1995). Aber vielleicht verstellt dieses Dual von vornherein einen adäquaten Zugang zu der Problematik. Ist nicht jeder sozialstrukturelle Faktor ein sprachlich verfasster? Kann man also überhaupt zwischen Sozialstruktur und ›Sprache‹ in einer Weise so unterscheiden, dass man anschließend vor dem Problem steht, das zusammenfügen zu müssen, was zusammengehört? Jüngere Arbeiten in der Historischen Soziologie (vgl. Wuthnow 1989; Somers 1992, 1994, 1996) versuchen, diesen Fallstricken zu entgehen. Der »cultural turn« hat auch die Historische Soziologie erreicht (vgl. Hall 2003). ›Kultur‹ wird zu einem Leitbegriff der Historischen Soziologie: Nicht soziale Strukturen mit ihren Widersprüchen, sondern die immer nur durch kulturelle Erfahrungs- und Deutungsmuster interpretierten Phänomene werden als Hauptantriebskraft der Geschichte betrachtet.

6. Soziales Gedächtnis

Die Historische Soziologie hat eindeutig ihre Forschungsschwerpunkte auf dem Felde des Politischen. Andere Themen finden nur schwerlich Eingang in den Kanon. Zu den Ausnahmen gehört das »soziale« oder »kollektive Gedächtnis«, welches seit mehr als einer Dekade für die Sozial- wie für die Kulturwissenschaften eine hohe Attraktivität genießt und eine kaum mehr überblickbare Zahl von Untersuchungen evoziert hat (siehe den Überblick in Giesen/Junge 2003; Schützeichel 2003: 193ff.). In einer sehr allgemeinen Weise besteht das soziale oder kollektive Gedächtnis aus den kulturellen Formen, die aus der Kommunikation von Individuen entstehen und die sie miteinander teilen. Für die Historische Soziologie ist die Analyse dieses Gedächtnisses in zweierlei Hinsicht von besonderem Interesse: Zum einen können die *Konstruktionsprozesse von Geschichte* untersucht werden. Wenn man einmal davon ausgeht, dass ›Geschichte‹ ein Produkt der kommunikativen Konstruktion ist, dann stellt sich die Frage, wie in welchen Diskursen diese Konstruktionen vorgenommen werden. Dieser Frage gehen schon die klassischen Studien von Maurice Halbwachs (1925, 1950) nach. Zum anderen stellt sich für die Historische Soziologie die Frage, wie und unter welchen Bedingungen sich das *kulturelle Gedächtnis* von Gesellschaften ändert. Eine Historische Soziologie des sozialen Gedächtnisses hat also gleichsam die Aufgabe zu untersuchen, wie ›Geschichte‹ in »Geschichte« eintritt.

7. Emotionskulturen

An einem Wiederbeginn steht auch eines der klassischen Untersuchungsfelder der Historischen Soziologie, nämlich die Untersuchung von Emotionskulturen. Dieses Projekt ist natürlich traditionell mit dem Namen von Norbert Elias und der figurationstheoretischen Soziologie verbunden (vgl. S. 31). Es kann sich zudem auf eine zunehmende Attraktivität dieses Themas unter Sozial- und Kulturhistorikern (vgl. den Überblick in Stearns/Stearns 1988) stützen, die mit zahlreichen Forschungen den Wandel und

die Ausgestaltung von Emotionskulturen dargestellt haben. Der Historischen Soziologie kann aber hier die Aufgabe zukommen, diesen Gegenstand unter einer anderen theoretischen Perspektive zum Sprechen zu bringen. Dies gilt insbesondere für den Zusammenhang von Emotion und Kommunikation. Nicht ein allgemeiner Zivilisationsprozess, sondern die Differenzierung von Kommunikationsfeldern kann für die Ausgestaltung von ›zivilisierten‹ und ›unzivilisierten‹ Emotionskulturen verantwortlich gemacht werden, während sich die Genese von Kommunikationsfeldern ihrerseits der Codierung von Emotionen verdankt (vgl. Schützeichel 2004). Damit könnte eine Aufgabe in Angriff genommen werden, die der Kulturphilosoph Günther Anders (1989: 9) als das bedauerlichste Desiderat der Geschichtsforschung überhaupt bezeichnet hat: die Geschichte der Gefühle.

VI. Forschungsperspektiven

In den vorausgegangenen Abschnitten wurde die Theoriegeschichte der Historischen Soziologie hin zu einer ereignis- und prozessbasierten Soziologie in ihren wesentlichen Aspekten nachgezeichnet. Kommen wir zum Abschluss auf die Frage, welchen weiteren theoretischen und methodischen Problemen, Herausforderungen und Aufgaben sich die Historische Soziologie zurzeit stellt.

Es besteht häufig noch ein Hiatus zwischen Historischer Soziologie und allgemeiner Gesellschaftstheorie. Die Gesellschaftstheorie stellt einen eher abstrakten, universalen, teilweise auch evolutionistisch eingefärbten Begriffs- und Theorieapparat zur Analyse soziohistorischer Entwicklungen zur Verfügung (um nur einige Vertreter zu nennen: Talcott Parsons, Jürgen Habermas, Niklas Luhmann, Richard Münch, Günter Dux – vgl. die Beiträge in Welz/Weisenbacher 1998). Sie ist eher lose mit der Ereignis- und Strukturgeschichte gekoppelt und benutzt historische Phänomene zu Zwecken der Exemplifikation sowie der Illustration. Die Historische Soziologie ist dagegen stärker an die Geschichte und die Geschichtswissenschaften gekoppelt. Beide trennt eine Kluft. Dies hat einerseits eine *Theoriearmut* zur Folge: Zentrale Konzepte der soziologischen Theorie (beispielsweise die soziale Differenzierung oder die funktionale Differenzierung, der Rationalisierungsprozess und seine Paradoxien, Integrationsprozesse) werden in der Historischen Soziologie im engen Sinne kaum aufgegriffen. Ihre Perspektive ist begrenzt, ihr theoretischer Apparat beschränkt. Die Kluft hat andererseits eine *Empiriearmut* zur Folge: Klassische gesellschaftstheoretische Konzepte können historisch-soziologisch nicht fruchtbar gemacht werden (selbstverständlich gibt es auch Ausnahmen, die Theorie und Geschichte miteinander zu verbinden wissen, z.B. die Werke von Norbert Elias und Michael Mann). Es ist Aufgabe der Historischen Soziologie, beide Richtungen in ein symmetrisches Verhältnis zu bringen und damit Schritte hin zu einer soziologischen Geschichtsschreibung zu unternehmen.

Das gilt damit auch für das Verhältnis von Historischer Soziologie und Differenzierungstheorien. Die Differenzierungstheorie

in ihren verschiedenen Formen sozialer Differenzierung (Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung, Sozialintegration und Systemintegration, Lebenswelt und System oder Interaktion, Organisation und Gesellschaft) oder funktionaler Differenzierung stellt die dominante ›Metaerzählung‹ der Gesellschaftstheorie dar. Auch sie hängt historisch-soziologisch ›in der Luft‹ und wird im Grunde genommen traditionell ›developmentalistisch‹ begründet, also im Sinne der älteren Evolutionstheorie als eine Stufen- oder Stadientheorie: ›History doesn't matter‹. Eine historisch-soziologisch befruchtete Differenzierungstheorie aber wäre auch in der Lage, den Geschichtswissenschaften eine Differenzierungstheorie jenseits von axiomatischen Setzungen zu bieten. Denn auch dort werden gesellschaftliche Differenzierungsmuster gesetzt und eben nicht historisch begründet, beispielsweise in der diesbezüglich an Weber und Habermas orientierten »Deutschen Gesellschaftsgeschichte« von Hans-Ulrich Wehler (1987-2003) mit ihrer Ausrichtung an den ahistorisch eingeführten Achsen Kapitalismus, soziale Ungleichheit, politische Herrschaft und Kultur.

Einen sehr starken theoretischen Nachholbedarf hat die Historische Soziologie in Bezug auf ›Zeit‹. Dies gilt weniger, aber auch, für die Geschichtswissenschaften. Denn die Kompaktbegriffe ›Prozess‹ oder ›Geschichte‹ werden nur selten hinsichtlich ihrer temporalen Grundkategorien untersucht. Welches Zeitverständnis braucht man, um ›Geschichte‹ betreiben zu können, und welches, um ›Prozesse‹ untersuchen zu können? Wenn man diesen Fragen nachgeht, dann wird deutlich, dass die Geschichtskategorie nicht in der Prozesskategorie aufgehen kann. *Prozesse* lassen sich identifizieren mit Hilfe der Unterscheidung von *vorher/nachher*, *Geschichte* lässt sich nur gewinnen mit Hilfe der Unterscheidung von *Vergangenheit/Gegenwart/Zukunft* und den dadurch gewonnenen Möglichkeiten, diese Unterscheidung in jene Unterscheidung wieder einzuführen, also in der Vergangenheit eine vergangene Zukunft oder eine vergangene Vergangenheit differenzieren zu können. Mit Luhmann (1975b) kann man dies als Mehrfachmodalisierung der historischen Zeit begreifen. Nur dann eröffnet sich für den Akteur wie für den historischen Beobachter der Raum der Geschichte als ein Raum der Kon-

tingenz, als ein Raum des Möglichen, in dem sich Ereignisse, Handlungen, Entscheidungen und ihre Folgen konstituieren können. Dies sind keine müßigen Überlegungen. Denn von diesen Temporalschemata hängt es ab, welche Formen der ›Geschichtsschreibung‹ damit auch für die Historische Soziologie möglich werden. Die Historische Soziologie, angefangen von der doch etwas schlichten Entgegensetzung von Prozess versus Struktur in den 1960er und 1970er Jahren (beispielsweise bei Elias 1977), scheint oftmals der Überzeugung gewesen zu sein, die Prozesskategorie sei ausreichend, um der Historischen Soziologie eine historische Dimension zu verleihen. Das ist aber nicht der Fall. Gerade auch die von den meisten Historischen Soziologen geforderte Mikrofundierung ist auf Mehrfachmodalisierungen angewiesen.

Damit wird ein weiteres Desiderat der Historischen Soziologie offensichtlich. Sie hat es trotz der Vorarbeiten von Max Weber (vgl. S. 22) oder den geschichtsphilosophischen Reflexionen von Georg Simmel (1989b) und den Überlegungen von Niklas Luhmann (siehe S. 45) bisher erfolgreich vermieden, sich mit der Frage auseinander zu setzen, was eigentlich ›Geschichte‹ ausmacht, worin die Einheit von Geschichte besteht, wenn es denn eine solche gibt. Sie setzt in der Regel auf die Faktizität des Gewesenen und auf die Kraft der Kausalität. Sie verfügt also nicht über eine soziologisch imprägnierte Geschichtstheorie, die auch Alternativen in der theoretischen Analyse jenseits der verschiedenen Kausalanalysen aufzeigen könnte.

In forschungsthematischer Hinsicht stellt die De-Europäisierung eine große Herausforderung dar. Die Historische Soziologie war von ihrem Beginn an auf die Untersuchung der Gesellschaften europäischen bzw. nordamerikanischen Typs fokussiert. Selbst dort, wo andere Gesellschafts- und Kulturformationen mit aufgenommen wurden, dienten sie als Negativfolie in einem asymmetrischen Vergleich. Eine zukünftige Aufgabe der Historischen Soziologie könnte in einer Provinzialisierung Europas (vgl. Chakrabarty 2000) bestehen und dabei auch den folgenden Punkt berücksichtigen:

Die Zentralmethode der Komparation muss neu justiert werden. Nicht nur in thematischer, sondern auch in methodischer

Hinsicht ist die Historische Soziologie eng an den Geschichtswissenschaften orientiert. Der historische Vergleich dominiert nach wie vor die Historische Soziologie. Historische Vergleiche weisen stets ein nicht zu überwindendes, reifizierendes Moment auf. Schon durch die Wahl von Vergleichsebene oder von Vergleichsobjekt werden in der Regel methodische Artefakte produziert, die sich kaum mehr kontrollieren lassen. Gegen den methodischen Vergleich hat es, wie dargestellt, schon immer Einsprüche in der Historischen Soziologie gegeben, sei es aus der idiographischen Position, sei es von den Vertretern der Weltsystemanalyse. Beide aber stellen keine Alternativen dar. Die Idiographie begrenzt das Forschungsspektrum, die Weltsystemanalyse begrenzt das theoretische Spektrum der Historischen Soziologie. Und wenn man gewisse methodische Prinzipien, etwa Galton's Prinzip der Unabhängigkeit der Vergleichsfälle (vgl. S. 85) beachten will, so dürften der komparativen Soziologie über kurz oder lang die Vergleichsfälle ausgehen. An die Seite der synchronen Komparatistik sollte das Konzept der diachronen Beziehungsgeschichte treten. In den Geschichtswissenschaften wird dies zur Zeit unter den Stichworten »Transfergeschichte«, »transnationale Geschichte«, »connected history«, »shared history« oder »histoire croisée« (vgl. Werner/Zimmermann 2002) diskutiert. Aber die Soziologie kann Vorbilder auch in ihrer eigenen Theoriegeschichte finden (siehe Tenbruck 1972, 1986). Diese Beziehungsgeschichte geht der Frage nach, wie sich historische Prozesse wechselseitig bedingen und beeinflussen und darin ihre singuläre Gestalt gewinnen. Nehmen wir als Beispiel die Sozialpolitik: Herkömmliche Vergleichstechniken würden die Entstehung und Entwicklung von sozialstaatlichen Konzepten in unterschiedlichen Ländern anhand verschiedener Variablen untersuchen und Gemeinsamkeiten sowie Unterschiede herausarbeiten. Eine Historische Soziologie, die die Interdependenz- und Beziehungsgeschichte in den Vordergrund stellt, würde hingegen verfolgen, wie Problemlösungen transferiert werden und sich in ihrem Setting selbst zu ihrer singulären Gestalt entwickeln.

Eine offene Frage, der wir uns bisher nicht gestellt haben und die hier nur angerissen werden kann, stellt die ›Datenebene‹ der Historischen Soziologie dar. Gewohnt, sich auf die Quellenanaly-

sen der Geschichtswissenschaft zu verlassen und somit, wie schon von Georg Simmel betont, im Verhältnis zu den Geschichtswissenschaft die Position einer Wissenschaft 2. Ordnung bzw. diejenige einer eklektischen Wissenschaft (vgl. Simmel 1989a) einnehmend, wird diese Frage in der Historischen Soziologie übergangen. Dabei vertraut man, wie gehabt, auf die einfache Arbeitsteilung mit den Historikern – die einen liefern das Material, die anderen die theoretischen Werkzeuge. Aber diese Auffassung ist natürlich viel zu einfach und hat zu keiner Zeit die forschungspragmatische Realität wiedergegeben. Die Geschichtswissenschaften stellen nicht die Empirie der Soziologie dar. Die Historische Soziologie sollte die ›Materialien‹ in ihrem Sinne und in originärer Perspektive zum Sprechen bringen.

Literatur

- Abbell, Peter (1987): *The Syntax of Social Life: The Theory and Method of Comparative Narrative*, Oxford: Oxford University Press.
- Abbott, Andrew (2001): *Time Matters. On Theory and Method*, Chicago; London: University of Chicago Press.
- Abrams, Philip (1971): »Sociology and History«. In: *Past and Present* 52, S. 118-134.
- Abrams, Philip (1982): *Historical Sociology*, Ithaca/NY: Cornell University Press.
- Acham, Karl (1995): *Geschichte und Sozialtheorie*, Freiburg; München: Alber.
- Aminzade, Ronald (1992): »Historical Sociology and Time«. In: *Sociological Methods and Research* 20, S. 462-467.
- Anders, Günther (1989): *Lieben gestern. Notizen zur Geschichte des Fühlens*, 2., durchges. Aufl., München: Beck.
- Ankersmit, Frank R. (1983): *Narrative Logic*, Dordrecht: Nijhoff.
- Arthur, W. Brian (1994): *Increasing Returns and Path Dependence in the Economy*, Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Arthur, W. Brian/Ermoliev, Y.M./Kaniovaski, Y.M. (1983): »A Generalized Urn Problem and Its Applications«. In: *Cybernetics* 19, S. 67-71.
- Arts, Wil/Halman, Loek (1999): »New Directions in Quantitative Comparative Sociology«. In: *International Journal of Comparative Sociology* 40, S. 1-12.
- Barkey, Karen/Van Rossem, Ronan (1997): »Networks of Contention: Villages and Regional Structures in the Seventeenth-Century Ottoman Empire«. In: *American Journal of Sociology* 102, S. 1345-1382.
- Barnes, Harry Elmer (1948): *Historical Sociology: Its Origins and Development*, New York: Philosophical Library.
- Barrelmeyer, Uwe (1997): *Geschichtliche Wirklichkeit als Problem. Untersuchungen zu geschichtstheoretischen Begründungen historischen Wissens bei Johann Gustav Droysen, Georg Simmel und Max Weber*, Münster: Lit-Verlag.
- Bates, Robert H./Greif, Avner/Levi, Margaret/Rosenthal, Jean-Laurent/Weingast, Barry R. (1998): *Analytic Narratives*, Princeton/NJ: Princeton University Press.

- Bates, Robert H./Greif, Avner/Levi, Margaret/Rosenthal, Jean-Laurent/Weingast, Barry R. (2000a): »Analytic Narratives« Revisited«. In: *Social Science History* 24, S. 685-696.
- Bates, Robert H./Greif, Avner/Levi, Margaret/Rosenthal, Jean-Laurent/Weingast, Barry R. (2000b): »The Analytic Narrative Project«. In: *American Political Science Review* 94, S. 696-702.
- Bearman, Peter S. (1993): *Relations into Rhetorics: Local Elite Social Structure in Norfolk, England, 1540-1640*, New Brunswick/NJ: Rutgers University Press.
- Bendix, Reinhard (1977): *Nation-Building and Citizenship*, Berkeley: University of California Press.
- Bendix, Reinhard (1978): *Kings or People: Power and the Mandate to Rule*, Berkeley: University of California Press.
- Best, Heinrich (1988a): »Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie – Die Konvergenz sozialwissenschaftlicher und historischer Erkenntniskonzepte«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 40, S. 1-14.
- Best, Heinrich (1988b): »Was können Soziologen aus der Geschichte lernen? Überlegungen zum Konzept und Programm einer historischen Sozialforschung«. In: Gerhard Botz et al. (Hg.), *»Qualität und Quantität«*. Zur Praxis der Methoden der Historischen Sozialwissenschaft, Frankfurt/M.; New York: Campus, S. 43-55.
- Best, Heinrich/Schröder, Wilhelm Heinz (1988): »Quantitative historische Sozialforschung«. In: Christian Meier/Jörn Rüsen (Hg.), *Historische Methode*, München: dtv, S. 235-266.
- Bloch, Marc (1969): *La société féodale*, Paris: Michel.
- Blom, Tannelie/Callebaut, Werner/Nijhuis, Ton (1989): »Modalities and counterfactuals in history and the social sciences: some preliminary reflections«. In: *Philosophica* 44, S. 3-14.
- Boudon, Raymond (1983): »Individual Action and Social Change. A No-theory of social change«. In: *British Journal of Sociology* 34, S. 1-18.
- Boudon, Raymond/Bourricaud, François (1992): »Geschichte und Soziologie«. In: dies., *Soziologische Stichworte*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 165-173.
- Braudel, Fernand (1949): *La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II*, Paris: Armand Colin.

- Braudel, Fernand (1992): *Schriften zur Geschichte 1: Gesellschaften und Zeitstrukturen*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hg.) (1972-1997): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon der politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, 8 Bde., Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bryant, Joseph M. (2000): »On sources and narratives in historical social science: a realist critique of positivist and postmodernist epistemologies«. In: *The British Journal of Sociology* 51, S. 489-523.
- Bühl, Walter L. (2003): *Historische Soziologie – Theoreme und Methoden*, Münster: Lit-Verlag.
- Burke, Peter (1980): *Sociology an History*, London: Allen and Unwin.
- Burke, Peter (1992): *Social Theory and History*, Cambridge: Polity.
- Buroway, Michael (1989): »Two Methods in Search of Science: Skocpol versus Trotsky«. In: *Theory and Society* 18, S. 759-805.
- Büthe, Tim (2002): »Taking Temporality Seriously: Modeling History and the Use of Narratives as Evidence«. In: *American Political Science Review* 96, S. 481-493.
- Cahnman, Werner J. (1995 [1976]): »Historical Sociology: What It Is and What It Is Not«. In: ders., *Weber & Toennies. Comparative Sociology in Historical Perspective*, New Brunswick; London: Transaction Publishers, S. 157-170.
- Calhoun, Craig (1997): »The Rise and Domestication of Historical Sociology«. In: Terrence MacDonald (Hg.), *The Historic Turn in the Human Sciences*, Ann Arbor: University of Michigan Press, S. 305-338.
- Calhoun, Craig (1998): »Explanation in Historical Sociology: Narrative, General Theory, and Historically Specific Theory«. In: *American Journal of Sociology* 104, S. 846-871.
- Calhoun, Craig (2003): »Why Historical Sociology?«. In: Gerard Delanty/Engin F. Isin (Hg.), *Handbook of Historical Sociology*, London: Sage, S. 383-393.
- Campbell, Donald T. (1965): »Variation and Selective Retention in Socio-Cultural Evolution«. In: Herbert R. Barringer et al. (Hg.), *Social Change in Developing Areas. A Reinterpretation of Evolutionary Theory*, Cambridge/MA: Schenkman.

- Carpenter, Daniel (2000): »Commentary: What is the Marginal Value of ›Analytic Narratives‹?« In: *Social Science History* 24, S. 653-667.
- Carr, David (1986): *Time, Narrative, and History*, Bloomington: Indiana University Press.
- Chakrabarty, Dipesh (2000): *Provincialisierung Europe: Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton/NJ: Princeton University Press.
- Chase-Dunn, Christopher (2001): »World-Systems Theorizing«. In: Jonathan H. Turner (Hg.), *Handbook of Sociological Theory*, New York: Kluwer, S. 589-612.
- Collier, Ruth Berins (1999): *Paths Toward Democracy: The Working Class and Elites in Western Europe and South America*, New York: Cambridge University Press.
- Collier, Ruth Berins/Collier, David (1991): *Shaping the Political Arena*, Princeton: Princeton University Press.
- Collins, Randall (1986): »Is 1980s Sociology in the Doldrums?« In: *American Journal of Sociology* 91, S. 1336-1355.
- Danto, Arthur C. (1980): *Analytische Philosophie der Geschichte*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- David, Paul (1985): »Clio and the Economics of QWERTY«. In: *American Economic Review* 75, S. 332-337.
- Davis, Natalie Zemon (1983): *The Return of Martin Guerre*, Cambridge/MA: Harvard University Press.
- Dean, Mitchell (1994): *Critical and effective histories. Foucault's Methods and historical sociology*, London; New York: Routledge.
- Delanty, Gerard/Isin, Engin F. (Hg.) (2003): *Handbook of Historical Sociology*, London: Sage.
- Downing, Brian M. (1992): *The Military Revolution and Political Change: Origins of Democracy and Autocracy in Early Modern Europe*, Princeton: Princeton University Press.
- Dray, William H. (1957): *Laws and Explanation in History*, Oxford: Clarendon Press.
- Eisenstadt, Shmuel N. (1979): *Tradition, Wandel und Modernität*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Eisenstadt, Shmuel N. (Hg.) (1987): *Kulturen der Achsenzeit*, 2 Bde., Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Eisenstadt, Shmuel N. (Hg.) (1992): *Kulturen der Achsenzeit II*, 3 Bde., Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Eisermann, Gottfried (1974): »Soziologie und Geschichte«. In: René König (Hg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 4: Komplexe Forschungsansätze*, 3. erw. Aufl., Stuttgart: Enke, S. 340-404.
- Elias, Norbert (1977): »Zur Grundlegung einer Theorie sozialer Prozesse«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 6, S. 127-149.
- Elias, Norbert (1983): »Über den Rückzug der Soziologie auf die Gegenwart«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 35, S. 29-40.
- Elias, Norbert (1997 [1969]): *Über den Prozeß der Zivilisation*, 2 Bde., Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Elias, Norbert (2002): *Die höfische Gesellschaft* (Gesammelte Schriften, Bd. 2), Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Elster, Jon (1989): *The cement of society*, New York: Cambridge University Press.
- Elster, Jon (1998): »Coming to Terms with the Past«. In: *Archives Européennes de Sociologie* 39, S. 7-48.
- Elster, Jon (2000): »Rational Choice History: A Case of Excessive Ambition«. In: *American Political Science Review* 94, S. 685-695.
- Emigh, Rebecca (1997): »The Power of Negative Thinking: The Use of Negative Case Methodology in the Development of Sociological Theory«. In: *Theory and Society* 26, S. 649-684.
- Engelstad, Fredrik/Kalleberg, Ragnvald (1999): »Introduction: In Search of a Social History of the Present and a Historical Sociology of the Past«. In: dies. (Hg.), *Social Time and Social Change. Perspectives on Sociology and History*, Oslo: Scandinavian University Press, S. IX-XXIX.
- Esser, Hartmut (1993): *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*, Frankfurt/M., New York: Campus.
- Esser, Jartmut (1999-2001): *Soziologie. Spezielle Grundlagen*, 6. Bde., Frankfurt/M., New York: Campus.
- Esser, Hartmut (2000): *Soziologie. Spezielle Grundlagen, Band 2: Die Konstruktion der Gesellschaft*, Frankfurt/M.; New York: Campus.

- Evans, Peter B./Rueschemeyer, Dietrich/Skocpol, Theda (Hg.) (1985): *Bringing the State Back In*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Fischer, D. (1966): *Die deutsche Geschichtswissenschaft von Johann Gustav Droysen bis Otto Hintze in ihrem Verhältnis zur Soziologie*, Diss. Köln.
- Fleck, Christian/Müller, Robert (1997): »Daten« und »Quellen«. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 8, S. 101-126.
- Flora, Peter (2000): »Einführung und Interpretation«. In: Stein Rokkan (Hg.), *Staat, Nation und Demokratie in Europa*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 14-119.
- Franzosi, Roberto (1996): »A Sociologist meets History – Critical Reflections upon Practice«. In: *Journal of Historical Sociology* 9, S. 354-392.
- Franzosi, Roberto (1998): »Narrative as Data: Linguistic and Statistical Tools for the Quantitative Study of Historical Events«. In: *International Review of Social History* 43, Supplement 6: New Methods for Social History, S. 81-104.
- Franzosi, Roberto/Mohr, John W. (1997): »New Directions in Formalization and Historical Analysis«. In: *Theory and Society* 26, S. 133-160.
- Fried, Johannes (1996): »Wissenschaft und Phantasie«. In: *Historische Zeitschrift* 263, S. 291-316.
- Fulda, Daniel (1996): *Wissenschaft als Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung 1760-1860*, Berlin: de Gruyter.
- Gerhardt, Uta (2001): *Idealtypus*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Giesen, Bernhard/Junge, Kay (2003): »Historical Memory«. In: Gerard Delanty/Engin F. Isin (Hg.), *Handbook of Historical Sociology*, London: Sage, S. 326-336.
- Goldstone, Jack A. (1991): *Revolution and Rebellion in the Early Modern World*, Berkeley/CA: University of California Press.
- Goldstone, Jack A. (1998): »Initial Conditions, General Laws, Path Dependence, and Explanation in Historical Sociology«. In: *American Journal of Sociology* 104, S. 829-845.
- Goldstone, Jack A. (2003): »Comparative Historical Analysis and Knowledge Accumulation in the Study of Revolutions«. In:

- James Mahoney/Dietrich Rueschemeyer (Hg.), *Comparative Historical Analysis in the Social Sciences*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Goldthorpe, John H. (2000): *On Sociology. Numbers, Narratives, and the Integration of Research and Theory*, Oxford: Oxford University Press.
- Goodwin, Jeff (2001): *No Other Way Out: States and Revolutionary Movements, 1945-1991*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Gotham, Kevin Fox/Staples, William G (1996): »Narrative Analysis and the New Historical Sociology«. In: *Sociological Quarterly* 37, S. 481-501.
- Gould, Roger V. (1995): *Insurgent Identities: Class, Community, and Protest in Paris from 1848 to the Commune*, Chicago: University of Chicago Press.
- Gould, Roger V. (2003): »Uses of Network Tools in Comparative Historical Research«. In: James Mahoney/Dietrich Rueschemeyer (Hg.), *Comparative Historical Analysis in the Social Sciences*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 241-269.
- Gould, Roger V. (Hg.) (2004): *Rational Choice Controversy in Historical Sociology*, Chicago: University of Chicago Press.
- Granovetter, Mark (1978): »Threshold Models of Collective Behavior«. In: *American Journal of Sociology* 83, S. 1420-1443.
- Griffin, Larry J. (1992): »Temporality, Events, and Explanation in Historical Sociology«. In: *Sociological Methods and Research* 20, S. 403-427.
- Griffin, Larry J. (1993): »Narrative, Event-Structure, and Causal Interpretation in Historical Sociology«. In: *American Journal of Sociology* 98, S. 1094-1133.
- Griffin, Larry J. (1995): »How Is Sociology Informed by History?«. In: *Social Forces* 73, S. 1245-1254.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2001): 1926. *Ein Jahr am Rande der Zeit*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1976): »Zum Thema: Geschichte und Evolution«. In: *Geschichte und Gesellschaft* 2, S. 310-357.
- Halbwachs, Maurice (1925): *Les cadres sociaux de la mémoire*, Paris: Alcan.

- Halbwachs, Maurice (1950): *La mémoire collective*, Paris: Presses universitaires de France.
- Hall, John R. (1999): *Cultures of Inquiry. From Epistemology to Discourse in Sociohistorical Research*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Hall, John R. (2003): »Cultural History is Dead (Long Live the Hydra)«. In: Gerard Delanty/Engin F. Isin (Hg.), *Handbook of Historical Sociology*, London: Sage, S. 151-167.
- Hallinan, Maureen T. (1997): »The Sociological Study of Social Change«. In: *American Sociological Review* 62, S. 1-11.
- Hamilton, Gary G. (1987): »The »New History« in Sociology«. In: *Politics, Culture and Society* 1, S. 89-114.
- Hauck, Gerhard (1999): »Radikaler Burch? Niklas Luhmann und die sozialwissenschaftliche Tradition«. In: *Berliner Journal für Soziologie* 9, S. 253-268.
- Haupt, Heinz-Gerhard/Kocka, Jürgen (Hg.) (1996): *Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung*, Frankfurt/M.; New York: Campus.
- Hausmann, Thomas (1991): *Erklären und Verstehen. Zur Theorie und Pragmatik der Geschichtswissenschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Haydu, Jeffrey (1998): »Making Use of the Past: Time Periods as Cases to Compare and as Sequences of Problem Solving«. In: *American Journal of Sociology* 104, S. 339-371.
- Hechter, Michael (1992): »Rational Choice Theory and Historical Sociology«. In: *International Social Science Journal* 133, S. 367-373.
- Hedström, Peter/Swedberg, Richard (1998): *Social Mechanisms: An Analytical Approach to Social Theory*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Hempel, Carl G. (1959): »The Function of General Laws in History«. In: Patrick Gardiner (Hg.), *Theories of History*, New York: Free Press, S. 344-356.
- Hempel, Carl G. (1966): »Explanation in Science and in History«. In: William H. Dray (Hg.), *Philosophical analysis and history*, New York: Harper & Row, S. 95-127.
- Hintze, Otto (1964): *Soziologie und Geschichte. Gesammelte Abhandlungen*, Bd. 2, 2. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Hirschman, Albert (1970): *Exit, Voice, and Loyalty: Responses to Decline in Firms, Organizations, and States*, Cambridge/MA: Harvard University Press.
- Hobsbawm, Eric (1997): *On History*, London: Weidenfeld und Nicolson.
- Hobson, John M. (1998a): »For a ›Second-Wave‹ Weberian Historical Sociology in International Relations«. In: *Review of International Political Economy* 5, S. 354-361.
- Hobson, John M. (1998b): »The Historical Sociology of the State and the State of Historical Sociology in International Relations«. In: *Review of International Political Economy* 5, S. 284-320.
- Hölscher, Lucian (2002): »Ereignis«. In: Stefan Jordan (Hg.), *Lezionikon Geschichtswissenschaft*, Stuttgart: Reclam, S. 72-74.
- Hölscher, Lucian (2003): *Neue Annalistik. Umriss einer Theorie der Geschichte*, Göttingen: Wallstein.
- Homans, George C. (1941): *English Villagers of the Thirteenth Century*, New York: Norton.
- Homans, George C. (1967): *The Nature of Social Science*, New York: Harcourt, Brace & World.
- Hopkins, Terence K. (Hg.) (1996): *The Age of Transition: Trajectory of the World-System, 1945-2025*, London: Zed Books.
- Immergut, Ellen M. (1998): »The Theoretical Core of the New Institutionalism«. In: *Politics & Society* 26, S. 5-34.
- Isaac, Larry W. (1997): »Transforming Localities: Reflections on Time, Causality, and Narrative in Contemporary Historical Sociology«. In: *Historical Methods* 30, S. 128-141.
- Kaelble, Hartmut/Schriewer, Jörg (Hg.) (1999): *Diskurse und Entwicklungspfade. Der Gesellschaftsvergleich in den Geschichts- und Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M.; New York: Campus.
- Kaelble, Hartmut/Schriewer, Jörg (Hg.) (2001): *Vergleich und Transfer. Komparatistik in den Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/M.; New York: Campus.
- Kalberg, Stephen (2001): *Einführung in die historisch-vergleichende Soziologie Max Webers*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kiser, Edgar (1996): »The Revival of Narrative in Historical Sociology: What Rational Choice Can Contribute«. In: *Politics and Society* 24, S. 249-271.

- Kiser, Edgar/Hechter, Michael (1991): »The Role of General Theory in Comparative-Historical Sociology«. In: *American Journal of Sociology* 97, S. 1-30.
- Kiser, Edgar/Hechter, Michael (1998): »The Debate on Historical Sociology: Rational Choice Theory and Its Critics«. In: *American Journal of Sociology* 104, S. 785-816.
- Kiser, Edgar/Levi, Margaret (1996): »Using Counterfactuals in Historical Analysis: Theories of Revolution«. In: Philip E. Tetlock/Aaron Belkin (Hg.), *Counterfactual Thought Experiments in World Politics*, Princeton: Princeton University Press, S. 187-207.
- Knöbl, Wolfgang (2001): *Spielräume der Modernisierung. Das Ende der Eindeutigkeit*, Weilerswist: Velbrück.
- Knöbl, Wolfgang (2003): »Theories That Won't Pass Away: The Never-ending Story of Modernization Theory«. In: Gerard Delanty/Engin F. Isin (Hg.), *Handbook of Historical Sociology*, London: Sage, S. 96-107.
- Knöbl, Wolfgang/Schmidt, Gunnar (2000a): »Einleitung: Warum brauchen wir eine Soziologie des Krieges?« In: dies. (Hg.), *Die Gegenwart des Krieges*, Frankfurt/M.: Fischer, S. 7-22.
- Knöbl, Wolfgang/Schmidt, Gunnar (Hg.) (2000b): *Die Gegenwart des Krieges*, Frankfurt/M.: Fischer.
- Kocka, Jürgen (1996): »Annäherung und neue Distanz. Historiker und Sozialwissenschaftler seit den fünfziger Jahren«. In: Manfred Hettling/Paul Nolte (Hg.), *Nation und Gesellschaft in Deutschland*, München: Beck, S. 15-31.
- Koselleck, Reinhart (1972): »Über die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft und Praxis des Geschichtsunterrichts«. In: Werner Conze (Hg.), *Theorie der Geschichtswissenschaft und Praxis des Geschichtsunterrichts*, Stuttgart: Klett, S. 10-28.
- Koselleck, Reinhart (1979): *Vergangene Zukunft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Koselleck, Reinhart (2000): *Zeitschichten*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kruse, Volker (1990): »Von der historischen Nationalökonomie zur historischen Soziologie – ein Paradigmenwechsel in den

- deutschen Sozialwissenschaften um 1900«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 19, S. 149-165.
- Kruse, Volker (1994): *Historisch-soziologische Zeitdiagnosen in Westdeutschland nach 1945*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kruse, Volker (1998): *Analysen zur deutschen historischen Soziologie*, Münster: Lit-Verlag.
- Kruse, Volker (1999): ›Geschichts- und Sozialphilosophie‹ oder ›Wirklichkeitswissenschaft‹? *Die deutsche historische Soziologie und die logischen Kategorien René Königs und Max Webers*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kruse, Volker/Barrelmeyer, Uwe (2000): »Historische Soziologie und Systemtheorie. Zum logischen Verhältnis von zwei Theorierperspektiven der Allgemeinen Soziologie«. In: *Geschichte und Gegenwart* 19, S. 211-226.
- Landwehr, Achim (2001): *Geschichte des Sagbaren. Einführung in die Historische Diskursanalyse*, Tübingen: Edition Diskord.
- Lenski, Gerhard (1976): »History and Social Change«. In: *American Journal of Sociology* 82: S. 548-564.
- Lepenes, Wolf (1985): *Die drei Kulturen*, München; Wien: Hanser.
- Levi, Margaret (1997a): *Consent, Dissent, and Patriotism*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Levi, Margaret (1997b): »A Model, a Method, and a Map: Rational Choice in Comparative and Historical Analysis«. In: Mark I. Lichbach/Alan S. Zuckerman (Hg.), *Comparative Politics. Rationality, Culture and Structure*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 19-41.
- Levi, Margaret (1999): »Producing an Analytic Narrative«. In: John R. Bowen/Roger Petersen (Hg.), *Critical Comparisons in Politics and Culture*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 152-171.
- Levi, Margaret (2002): »Modeling Complex Historical Processes with Analytic Narratives«. In: Renate Mayntz (Hg.), *Akteure – Mechanismen – Modelle*, Frankfurt/M.; New York: Campus, S. 108-127.
- Lieberson, Stanley (1992): »Small Ns and Big Conclusions«. In: Charles Ragin/Howard S. Becker (Hg.), *What is a Case?* Cambridge: Cambridge University Press, S. 105-118.

- Lieberson, Stanley (1994): »More on the Uneasy Case for Using Mill-Type Methods in Small-N-Comparative Studies«. In: *Social Forces* 72, S. 1225-1237.
- Little, Daniel (2000): »Explaining Large-Scale Historical Change«. In: *Philosophy of the Social Sciences* 30, S. 89-112.
- Locke, Richard M./Thelen, Kathleen (1995): »Apples and Oranges Revisited: Contextualized Comparisons and the Study of Comparative Labor Politics«. In: *Politics & Society* 23, S. 337-367.
- Lorenz, Chris (1997): *Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie*, Köln u.a.: Böhlau.
- Lübbe, Hermann (1977): *Geschichtsbegriff und Geschichtsinteresse. Analytik und Pragmatik der Historie*, Basel/Stuttgart: Schwabe.
- Ludz, Peter Christian (1973): »Soziologie und Sozialgeschichte: Aspekte und Probleme«. In: ders. (Hg.), *Soziologie und Sozialgeschichte* (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 16), Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9-28.
- Luhmann, Niklas (1975a): »Evolution und Geschichte«. In: ders., *Soziologische Aufklärung*, Bd. 2, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 150-169.
- Luhmann, Niklas (1975b): »Weltzeit und Systemgeschichte«. In: ders., *Soziologische Aufklärung*, Bd. 2, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 103-133.
- Luhmann, Niklas (1980-1995): *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, 4 Bde., Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1991): »Mein Mittelalter«. In: *Rechtshistorisches Journal* 10, S. 66-70.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 2 Bde., Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Mahoney, James (1999): »Nominal, Ordinal, and Narrative Appraisal in Macrocausal Analysis«. In: *American Journal of Sociology* 104, S. 1154-1196.
- Mahoney, James (2000a): »Path Dependence in Historical Sociology«. In: *Theory and Society* 29, S. 507-548.
- Mahoney, James (2000b): »Rational Choice Theory and the Comparative Method: An Emerging Synthesis?«. In: *Studies in Comparative International Development* 35, S. 83-94.

- Mahoney, James (2000c): »Strategies of Causal Inference in Small-N Analysis«. In: *Sociological Methods & Research* 28, S. 387-424.
- Mahoney, James (2001): »Beyond Correlational Analysis: Recent Innovations in Theory and Method«. In: *Sociological Forum* 16, S. 575-593.
- Mahoney, James (2003): »Strategies of Causal Assessment in Comparative Historical Analysis«. In: James Mahoney/Dietrich Rueschemeyer (Hg.), *Comparative Historical Analysis in the Social Sciences*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 337-372.
- Mandalios, John (2000): »Historical Sociology«. In: Bryan S. Turner (Hg.), *The Blackwell Companion to Social Theory*, Malden; London: Blackwell, S. 389-415.
- Mann, Michael (1986): *The Sources of Social Power. Vol. 1: A History of Power from the Beginning to A.D. 1860*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Mann, Michael (1993): *The Sources of Social Power. Vol. 2: The Rise of Classes and Nation-States, 1760-1914*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Martin, Alfred von (1962): »Die Krisis des bürgerlichen Menschen«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 14, S. 417-448.
- Martin, Alfred von (1974 [1932]): *Soziologie der Renaissance*, 3. Aufl., München: Beck.
- Mayntz, Renate/Nedelmann, Birgitta (1987): »Eigendynamische soziale Prozesse«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 39: 648-668.
- McAdam, Doug/Tarrow, Sidney/Tilly, Charles (2001): *Dynamics of contention*, Cambridge: Cambridge University Press.
- McDonald, Terrence J. (Hg.) (1996): *The Historic Turn in the Human Sciences*, Ann Arbor: University of Michigan Press, S. 53-89.
- McMichael, Philip (1990): »Incorporating Comparison within a World-Historical Perspective: An Alternative Comparative Method«. In: *American Sociological Review* 55, S. 385-397.
- Mikl-Horke, Gertraude (1994): »Die Wiederkehr der Geschichte. Zur historischen Soziologie der Gegenwart«. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 19, S. 3-33.

- Mill, John Stuart (1967): *A System of Logic, Ratiocinative, and Inductive*, London, New York: Oxford University Press (Neudruck).
- Mommsen, Wolfgang J. (1971): *Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus*, Düsseldorf: Droste.
- Moore, Barrington (1967): *Social Origins of Dictatorship and Democracy: Lord and Peasant in the Making of the Modern World*, Boston: Beacon Press.
- Muhlack, Ulrich (1991): *Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung*, München: Beck.
- Müller, Hans-Peter/Schmid, Michael (1995): *Sozialer Wandel*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Nisbet, Robert (1969): *Social Change and History*, New York: Oxford University Press.
- Nisbet, Robert (1970): »Developmentalism«. In: John C. McKinney/Edward A. Tiryakian (Hg.), *Theoretical Sociology*, New York: Appleton.
- North, Douglass C. (1990): *Institutions, Institutional Change and Economic Performance*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Oakes, Guy (1990): *Die Grenzen kulturwissenschaftlicher Begriffsbildung*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Oexle, Otto G. (1991): »Luhmanns Mittelalter«. In: *Rechtshistorisches Journal* 10, S. 53-66.
- Ogburn, William F. (1922): *Social Change: With Respect to Cultural and Original Nature*, New York: Fielding.
- Osterhammel, Jürgen (2001): *Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaats: Studien zur Beziehungsgeschichte und Zivilisationsvergleich*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Padgett, John F./Ansell, Christopher K. (1993): »Robust Action and the Rise of the Medici, 1400-1434«. In: *American Journal of Sociology* 98, S. 1259-1319.
- Parsons, Talcott/Shils, Edward A. (Hg.) (1951): *Toward a General Theory of Action*, Cambridge/MA: Harvard University Press.
- Petersen, Roger (1999): Mechanisms and Structures in Comparisons. In: John R. Bowen/Roger Petersen (Hg.), *Critical Comparisons in Politics and Culture*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 61-77.

- Pierson, Paul (2000a): »Increasing Returns, Path Dependence, and the Study of Politics«. In: *American Political Science Review* 94, S. 251-267.
- Pierson, Paul (2000b): »Not Just What, but When: Timing and Sequence in Political Processes«. In: *Studies in American Political Development* 14, S. 72-92.
- Pierson, Paul (2000c): »The Limits of Design: Explaining Institutional Origins and Change«. In: *Governance* 13, S. 475-499.
- Pierson, Paul (2003): »Big, Slow-Moving, and ... Invisible«. In: James Mahoney/Dietrich Rueschemeyer (Hg.), *Comparative Historical Analysis in the Social Sciences*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 177-207.
- Pierson, Paul/Skocpol, Theda (2002): »Historical Institutionalism in Contemporary Political Science«. In: Ira Katznelson/Helen V. Milner (Hg.), *Political Science: The State of the Discipline*, New York; London: Norton, S. 693-721.
- Pocock, John (1975): *The Machiavellian Moment: Florentine Political Thought*, 2. Bde., Princeton: Princeton University Press.
- Popper, Karl R. (1974): *Das Elend des Historizismus*, Tübingen: Mohr.
- Przeworski, Adam/Teune, Henry (1970): *The Logic of Comparative Social Inquiry*, New York: Wiley.
- Quadagno, Jill/Knapp, Stan J. (1992): »Have Historical Sociologists Forsaken Theory? Thoughts on the History/Theory Relationship«. In: *Sociological Methods and Research* 20, S. 481-507.
- Ragin, Charles C. (1987): *The Comparative Method: Moving Beyond Qualitative and Quantitative Strategies*, Berkeley: University of California Press.
- Ragin, Charles C. (2000): *Fuzzy-Set Social Science*, Chicago: University of Chicago Press.
- Raphael, Lutz (2003): *Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart*, München: Beck.
- Reichardt, Sven (1997): »Bourdieu für Historiker? Ein kultursoziologisches Angebot an die Sozialgeschichte«. In: Thomas Mergel/Thomas Welskopp (Hg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft*, München: Beck, S. 71-93.

- Rickert, Heinrich (1902): *Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung*, Tübingen: Mohr.
- Ringer, Fritz (1997): *Max Weber's Methodology. The Unification of the Cultural and the Social Sciences*, Cambridge: Harvard University Press.
- Rokkan, Stein (2000): *Staat, Nation und Demokratie in Europa*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Roth, Guenther (1975): »Socio-Historical Model and Developmental Theory«. In: *American Sociological Review* 40, S. 148-157.
- Roth, Paul A. (1988): »Narrative explanation: The case of history«. In: *History and Theory* 27: S. 1-13.
- Rueschemeyer, Dietrich/Stephens, Evelyne Huber/Stephens, John D. (1992): *Capitalist Development and Democracy*, Chicago: University of Chicago Press.
- Ruloff, Dieter (1984): *Geschichtsforschung und Sozialwissenschaft*, München: Oldenbourg.
- Ruloff, Dieter (1985): *Historische Sozialforschung*, Stuttgart: Teubner.
- Sartori, Giovanni (1991): »Comparing and Miscomparing«. In: *Journal of Theoretical Politics* 3, S. 243-257.
- Schelke, Waltraud/Krauth, Wolf-Hagen/Kohli, Martin/Elwert, Georg (Hg.) (2000): *Paradigms of Social Change: Modernization, Development, Transformation, Evolution*, Frankfurt/M.; New York: Campus.
- Schlögl, Rudolf (1997): »»Aufgeklärter Unglaube« oder »mentale Säkularisierung«? Die Frömmigkeit katholischer Stadtbürger in systemtheoretischer Hinsicht (ca. 1700-1840)«. In: Thomas Mergel/Thomas Welskopp (Hg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft*, München: Beck, S. 95-121.
- Schröder, Wilhelm H. (1994): *Historische Sozialforschung: Identifikation, Organisation, Institution*. Köln: Zentrum für historische Sozialforschung.
- Schützeichel, Rainer (2003): *Sinn als Grundbegriff bei Niklas Luhmann*, Frankfurt/M.; New York: Campus.
- Schützeichel, Rainer (2004): *Grundlagen einer Historischen Soziologie der Emotionen*, Ms. Hagen.

- Sewell, William H. (1996a): »Historical Events as Transformations of Structures: Inventing Revolution at the Bastille«. In: *Theory and Society* 25, S. 841-881.
- Sewell, William H. (1996b): »Three Temporalities: Toward an Eventful Sociology«. In: Terrence J. McDonald (Hg.), *The Historic Turn in the Human Sciences*, Ann Arbor: University of Michigan Press, S. 245-280.
- Sewell, William H. (1998): »Sind Kulturgeschichte und die vergleichende Methode vereinbar?«. In: *Comparativ* 8, S. 133-152.
- Simmel, Georg (1989a): »Über sociale Differenzierung«. In: ders., *Aufsätze 1887-1890*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 109-295.
- Simmel, Georg (1989b): »Die Probleme der Geschichtsphilosophie«. In: ders., *Aufsätze 1887-1890*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 297-421.
- Skinner, Quentin (1978): *The Foundations of Modern Political Thought*, 2. Bde., Cambridge: Cambridge University Press.
- Skocpol, Theda (1979): *States and Social Revolutions*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Skocpol, Theda (1984a): »Emerging Agendas and Recurring Strategies in Historical Sociology«. In: dies. (Hg.), *Vision and Method in Historical Sociology*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 356-391.
- Skocpol, Theda (1984b): »Sociology's Historical Imagination«. In: dies. (Hg.), *Vision and Method in Historical Sociology*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 1-21.
- Skocpol, Theda (1992): *Protecting Soldiers and Mothers: The Political Origins of Social Policy in the United States*, Cambridge/MA: Belknap Press.
- Smelser, Neil J. (1958) *Social Change in the Industrial Revolution*, London: Routledge.
- Smelser, Neil J. (1974): »Sociological History«. In: Michael W. Flinn (Hg.), *Essays in Social History*, Oxford: Clarendon Press, S. 25-38.
- Smelser, Neil J. (1992): »External and Internal Factors in Theories of Social Change«. In: Hans Haferkamp/Neil J. Smelser (Hg.), *Social Change and Modernity*, Berkeley: University of California Press, S. 369-394.

- Smith, Dennis (1991): *The Rise of Historical Sociology*, Oxford: Polity Press.
- Somers, Margaret R. (1992): »Narrativity, Narrative Identity, and Social Action: Rethinking English Working-Class Formation«. In: *Social Science History* 16, S. 591-630.
- Somers, Margaret R. (1994): »The Narrative Constitution of Identity: A Relational and Network Approach«. In: *Theory and Society* 23, S. 605-649.
- Somers, Margaret R. (1996): »Where Is Sociology after the Historic Turn? Knowledge Cultures, Narrativity, and Historical Epistemologies«. In: Terrence J. McDonald (Hg.), *The Historic Turn in the Human Sciences*, Ann Arbor: University of Michigan Press, S. 53-89.
- Somers, Margaret R. (1998): »We're No Angels: Realism, Rational Choice, and Relationality in Social Science«. In: *American Journal of Sociology* 104, S. 722-784.
- Spohn, Willfried (1996): »Zur Programmatik und Entwicklung der neuen historischen Soziologie«. In: *Berliner Journal für Soziologie* 6, S. 363-375.
- Spohn, Willfried (1998a): »Historische Soziologie zwischen Sozialtheorie und Sozialgeschichte«. In: Frank Welz/Uwe Weisenbacher (Hg.), *Soziologische Theorie und Geschichte*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 289-318.
- Spohn, Willfried (1998b): »Kulturanalyse und Vergleich in der historischen Soziologie«. In: *Comparativ* 8, S. 95-121.
- Spohn, Willfried (2001): »History and the Social Sciences«. In: Neil J. Smelser/Paul B. Baltes (Hg.), *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences*, Vol. 10, Amsterdam: Elsevier, S. 6829-6835.
- Spree, Reinhard (1991): *Lange Wellen wirtschaftlicher Entwicklung in der Neuzeit*, Köln: Zentrum für historische Sozialforschung.
- Stearns, Carol Z./Stearns, Peter N. (Hg.) (1988): *Emotion and Social Change*, New York: Cambridge University Press.
- Steinmetz, George (1998): »Critical Realism and Historical Sociology«. In: *Comparative Studies in Society and History* 40, S. 170-186.

- Stern, Bernhard J. (1959): *Historical Sociology*, New York: Citadel Press.
- Stinchcombe, Arthur L. (1968): *Constructing Social Theories*, Chicago: University of Chicago Press.
- Stinchcombe, Arthur L. (1978): *Theoretical Methods in Social History*, New York: Academic Press.
- Stinchcombe, Arthur L. (1998): »Monopolistic competition as a mechanism: Corporations, universities, and nation-states in competitive fields«. In: Peter Hedström/Richard Swedberg (Hg.), *Social Mechanisms: An Analytical Approach to Social Theory*, New York: Cambridge University Press, S. 267-305.
- Stone, Lawrence (1981): »The Revival of Narrative: Reflections on a New Old History«. In: ders., *The Past and the Present*, Boston, S. 74-96.
- Stryker, Robin (1996): »Beyond History Versus Theory: Strategic Narrative and Sociological Explanation«. In: *Sociological Methods and Research* 24, S. 304-352.
- Tenbruck, Friedrich (1972): »Die Soziologie vor der Geschichte«. In: Peter Christian Ludz (Hg.), *Soziologie und Sozialgeschichte*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 29-58.
- Tenbruck, Friedrich (1986): *Geschichte und Gesellschaft*, Berlin: Duncker & Humblot.
- Thelen, Kathleen (1999): »Historical Institutionalism in Comparative Politics«. In: *Annual Review of Political Science* 2, S. 369-404.
- Thelen, Kathleen (2000): »Timing and Temporality in the Analysis of Institutional Evolution and Change«. In: *Studies in American Political Development* 14, S. 101-118.
- Thelen, Kathleen (2002): »The Explanatory Power of Historical Institutionalism«. In: Renate Mayntz (Hg.), *Akteure – Mechanismen – Modelle*, Frankfurt/M.; New York: Campus, S. 91-107.
- Thelen, Kathleen (2003): »How Institutions Evolve«. In: James Mahoney/Dietrich Rueschemeyer (Hg.), *Comparative Historical Analysis in the Social Sciences*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 208-240.
- Thompson, Edward P. (1963): *The Making of the English Working Class*, London: Gollancz.

- Tilly, Charles (1975): »Reflections on the History of European State-Making«. In: ders., *The Formation of National-States in Western Europe*, Princeton: Princeton University Press, S. 38-56.
- Tilly, Charles (1984): *Big Structures, Large Processes, Huge Comparisons*, New York: Russel Sage Foundation.
- Tilly, Charles (1993): *Die europäischen Revolutionen*, München: Beck.
- Tilly, Charles (1995): »To Explain Political Processes«. In: *American Journal of Sociology* 100, S. 1594-1610.
- Tilly, Charles (1997): *Roads from Past to Future*, Lanham/MD: Rowman and Littlefield.
- Tilly, Charles (2001a): »Historical Sociology«. In: Neil J. Smelser/ Paul B. Baltes (Hg.), *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences*, Vol. 10, Amsterdam: Elsevier, S. 6753-6757.
- Tilly, Charles (2001b): »Historical Analysis of Political Processes«. In: Jonathan H. Turner (Hg.), *Handbook of Sociological Theory*, New York: Kluwer, S. 567-588.
- Tilly, Charles (2001c): »Mechanisms in Political Processes«. In: *Annual Review of Political Science* 4, S. 31-41.
- Van den Braembussche, Antoon A. (1989): »Historical Explanation and Comparative Method: Toward a Theory of the History of Society«. In: *History and Theory* 28, S. 1-24.
- Vester, Heinz-Günter (1995): *Geschichte und Gesellschaft: Ansätze historisch-komparativer Soziologie*, Berlin; München: Quintessenz Verlag.
- Vries, Peer H. H. (1991): »Historische sociologie. Op zoek naar processen en structuren«. In: Herman Belien (Hg.), *Geschiedschrijving in de twintigste eeuw*, Amsterdam: Agon, S. 301-341.
- Wagner, Peter (2003): »As Intellectual History Meets Historical Sociology: Historical Sociology after the Linguistic Turn«. In: Gerard Delanty/Engin F. Isin (Hg.), *Handbook of Historical Sociology*, London: Sage, S. 168-179.
- Wallerstein, Immanuel (1974): *The Modern World-System. Vol. I: Capitalist Agriculture and the Origins of the European World-Economy in the Sixteenth Century*, New York: Academic Press.
- Wallerstein, Immanuel (1980): *The Modern World-System. Vol. II: Mercantilism and the Consolidation of the European World-Economy, 1600-1750*, New York: Academic Press.

- Wallerstein, Immanuel (1989): *The Modern World System. Vol. III: The Second Era of Great Expansion of the Capitalist World-Economy, 1730-1840s*, New York: Academic Press.
- Wallerstein, Immanuel (2001): »Wegbeschreibung der Analyse von Weltsystemen oder: Wie vermeidet man, eine Theorie zu werden?« In: *Zeitschrift für Weltgeschichte* 2, S. 9-31.
- Weber, Max (1988a): »Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus«. In: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Bd. 1, 9. Aufl., Tübingen: J.C.B. Mohr, S. 17-206.
- Weber, Max (1988b): »Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie«. In: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, 7. Aufl., Tübingen: J.C.B. Mohr, S. 1-145.
- Weber, Max (1988c): »Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis«. In: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, 7. Aufl., Tübingen: J.C.B. Mohr, S. 146-214.
- Weber, Max (1988d): »Kritische Studien auf dem Gebiet der kulturwissenschaftlichen Logik«. In: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, 7. Aufl., Tübingen: J.C.B. Mohr, S. 215-290.
- Weber, Max (1988e): »Vorbemerkung«. In: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Bd. 1, 9. Aufl., Tübingen: J.C.B. Mohr, S. 1-16.
- Weber, Max (1988f): »Agrarverhältnisse im Altertum«. In: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, Tübingen: Mohr, S. 1-288.
- Weber, Max (1988g): »Zur Geschichte der Handelsgesellschaften im Mittelalter«. In: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, Tübingen: Mohr, S. 1-288.
- Weber, Max (1988h): *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, 3 Bde., Tübingen: Mohr.
- Wehler, Hans-Ulrich (1973): *Geschichte als Historische Sozialwissenschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Wehler, Hans-Ulrich (1987-2003): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, 4 Bde., München: Beck.

- Wehler, Hans-Ulrich (1993): »Vergebliche Jagd. Charles Tillys Chimäre einer allgemeinen Theorie der europäischen Revolutionen«. In: *Die Zeit*, 08.10.93, Nr. 43, S. 29.
- Wehler, Hans-Ulrich (1998): *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*, München: Beck.
- Wehler, Hans-Ulrich (2000): »Soziologie und Geschichte als Nachbarwissenschaften«. In: Christiane Funken (Hg.): *Soziologischer Eigensinn*, Opladen: Leske + Budrich.
- Welskopp, Thomas (1995): »Stolpersteine auf dem Königsweg«. In: *Archiv für Sozialgeschichte* 35, S. 339-367.
- Welskopp, Thomas (1997): »Der Mensch und die Verhältnisse. ›Handeln‹ und ›Struktur‹ bei Max Weber und Anthony Giddens«. In: Thomas Mergel/Thomas Welskopp (Hg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft*, München: Beck, S. 39-70.
- Welskopp, Thomas (2002): »Die Theoriefähigkeit der Geschichtswissenschaft«. In: Renate Mayntz (Hg.), *Akteure – Mechanismen – Modelle*, Frankfurt/M.; New York: Campus, S. 61-90.
- Welz, Frank/Weisenbacher, Uwe (Hg.) (1998): *Soziologische Theorie und Geschichte*, Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Werner, Michael/Zimmermann, Bénédicte (2002): »Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der Histoire croisée und die Herausforderung des Transnationalen«. In: *Geschichte und Gesellschaft* 28, S. 607-636.
- White, Haydon (1990): *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung*, Frankfurt/M.: Fischer.
- Windelband, Wilhelm (1911 [1894]): *Präludien. Aufsätze und Reden zur Einführung in die Philosophie*, Bd. II, 4., erw. Aufl., Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Wright, Georg Henrik von (1974): *Erklären und Verstehen*, Frankfurt/M.: Athenäum.
- Wuthnow, Robert (1989): *Communities of Discourse: Ideology and Social Structure in the Reformation, the Enlightenment, and European Socialism*, Cambridge/MA: Harvard University Press.
- Zwaan, Ton (2001): *Civilisering en decivilisering. Studies over staatsvorming en geweld, nationalisme en vervolging*, Amsterdam: Boom.

Bibliothek dialektischer Grundbegriffe

Michael Weingarten
Sterben (bio-ethisch)

Mai 2004, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-89942-186-8

Hermann Klenner
Recht und Unrecht

April 2004, 56 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-89942-185-X

Jörg Zimmer
Reflexion

2003, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-89942-166-3

Thomas Metscher
Mimesis

2003, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-89942-165-5

Michael Weingarten
Wahrnehmen

2003, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-89942-125-6

Christoph Hubig
Mittel

2002, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-933127-91-2

Volker Schürmann
Muße

2003, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-89942-124-8

Michael Weingarten
Leben (bio-ethisch)

2003, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-933127-96-3

Angelica Nuzzo
System

2003, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-89942-121-3

Jörg Zimmer
Metapher

2003, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-89942-123-X

Hans Heinz Holz
Widerspiegelung

2003, 82 Seiten,
kart., 10,80 €,
ISBN: 3-89942-122-1

Werner Rügemer
arm und reich

2002, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-933127-92-0

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:

www.transcript-verlag.de

Einsichten. Themen der Soziologie

Gabriele Abels, Alfons Bora

Demokratische Technikbewertung

Juni 2004, ca. 120 Seiten,
kart., ca. 11,50 €,
ISBN: 3-89942-188-4

Stefan Kühl

Arbeits- und Industriesoziologie

April 2004, 180 Seiten,
kart., 13,80 €,
ISBN: 3-89942-189-2

Rainer Schützeichel

Historische Soziologie

April 2004, 140 Seiten,
kart., 12,50 €,
ISBN: 3-89942-190-6

Hannelore Bublitz

Diskurs

2003, 122 Seiten,
kart., 11,50 €,
ISBN: 3-89942-128-0

Peter Weingart

Wissenschaftssoziologie

2003, 172 Seiten,
kart., 13,80 €,
ISBN: 3-933127-37-8

Ansgar Thiel

Soziale Konflikte

2003, 102 Seiten,
kart., 10,50 €,
ISBN: 3-933127-21-1

Beate Kraiss, Gunter Gebauer

Habitus

2002, 94 Seiten,
kart., 10,50 €,
ISBN: 3-933127-17-3

Thomas Kurtz

Berufssoziologie

2002, 92 Seiten,
kart., 10,50 €,
ISBN: 3-933127-50-5

Jörg Dürrschmidt

Globalisierung

2002, 132 Seiten,
kart., 12,00 €,
ISBN: 3-933127-10-6

Stefanie Eifler

Kriminalsoziologie

2002, 108 Seiten,
kart., 10,50 €,
ISBN: 3-933127-62-9

Martin Endreß

Vertrauen

2002, 110 Seiten,
kart., 10,50 €,
ISBN: 3-933127-78-5

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:

www.transcript-verlag.de

Einsichten. Themen der Soziologie

Paul B. Hill

Rational-Choice-Theorie

2002, 92 Seiten,

kart., 9,50 €,

ISBN: 3-933127-30-0

Raimund Hasse, Georg Krücken

Neo-Institutionalismus

2000, 86 Seiten,

kart., 10,50 €,

ISBN: 3-933127-28-9

Gunnar Stollberg

Medizinsoziologie

2001, 100 Seiten,

kart., 10,50 €,

ISBN: 3-933127-26-2

Volkhard Krech

Religionssoziologie

1999, 100 Seiten,

kart., 10,50 €,

ISBN: 3-933127-07-6

Ludger Pries

Internationale Migration

2001, 84 Seiten,

kart., 9,50 €,

ISBN: 3-933127-27-0

Uwe Schimank, Ute Volkmann

Gesellschaftliche Differenzierung

1999, 60 Seiten,

kart., 9,00 €,

ISBN: 3-933127-06-8

Klaus Peter Japp

Risiko

2000, 128 Seiten,

kart., 12,00 €,

ISBN: 3-933127-12-2

Sabine Maasen

Wissenssoziologie

1999, 94 Seiten,

kart., 10,50 €,

ISBN: 3-933127-08-4

Urs Stäheli

Poststrukturalistische Soziologien

2000, 88 Seiten,

kart., 10,50 €,

ISBN: 3-933127-11-4

Theresa Wobbe

Weltgesellschaft

2000, 100 Seiten,

kart., 10,50 €,

ISBN: 3-933127-13-0

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:

www.transcript-verlag.de

Gesellschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland

Thomas Schlemmer /
Hans Woller (Hrsg.)
**Die Erschließung des
Landes 1949 bis 1973**

2001. VI, 458 S., € 39,80
ISBN 3-486-56576-1
Bayern im Bund, Band 1

Thomas Schlemmer /
Hans Woller (Hrsg.)
**Gesellschaft im Wandel
1949 bis 1973**

2002. VI, 485 S., € 39,80
ISBN 3-486-56595-8
Bayern im Bund, Band 2

Dietmar Süß
Kumpel und Genossen
Arbeiterschaft, Betrieb und
Sozialdemokratie in der
bayerischen Montanindustrie
1945 bis 1976

2003. VII, 505 S., € 39,80
ISBN 3-486-56597-4
Bayern im Bund, Band 4

Jaromír Balcar
Politik auf dem Land
Studien zur bayerischen Provinz
1945 bis 1972

2004. XII, 585 S., € 39,80
ISBN 3-486-56598-2
Bayern im Bund, Band 5

Publikationen des
Instituts für
Zeitgeschichte

Aus der Presse

»Bei allen vorgestellten
Beiträgen handelt es sich
um eindringende, detail-
reiche und quellenfundierte
Studien im Kontext der ak-
tuellen allgemeinen Zeit-
geschichtsforschung,
denen teilweise Handbuch-
charakter zukommt.«

Johannes Merz, in:
Bayerischer Staatsanzeiger
vom 02.11.2001

»Den Autoren gelingt es
durchweg, die komplexen
Gegenstände anschaulich
und gut lesbar darzustel-
len.«

Michael Hollmann, in: FAZ
vom 30.4.2002

»Bayern im Bund wird
nicht nur endlich Licht in
die dunkle Geschichte der
fünfziger und sechziger
Jahre bringen, sondern auf
lange Zeit das Standard-
werk zum Thema sein;
[...]«

Christian Jostmann, in:
Süddeutsche Zeitung vom
29.01.2003

Ihre Bestellung richten Sie bitte an Ihren Fachbuchhändler
oder direkt an: verkauf-f@verlag.oldenbourg.de